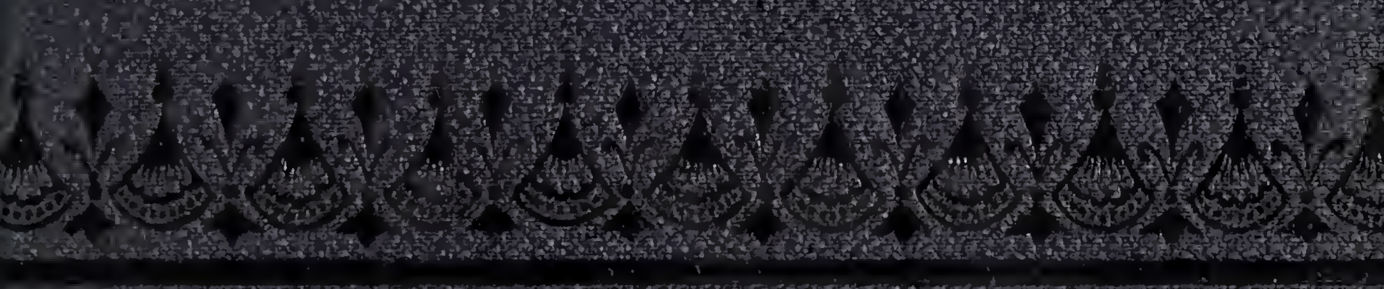


Deutsche Evangelische
Jugend-Bibliothek.

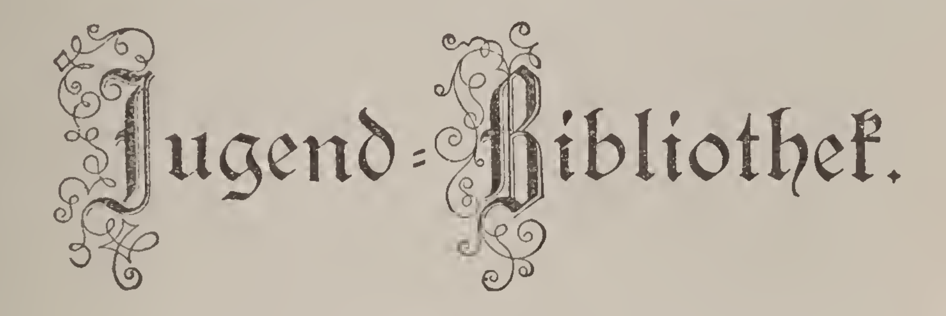
Viertes Bändchen.







Deutsche-Evangelische



Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Viertes Bändchen.

4

Zu beziehen durch

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.



Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Inhalt.



Am Kaukasus.

In den denkwürdigen Jahren 1812, 1813 und 1814 hatte Gott der Herr zu Gericht gesessen über den stolzen Franzosenkaiser Napoleon, der ihm seine Ehre geraubt und gesprochen: „Die Erde ist mein, und was ich will, muß geschehen in allen Landen.“ Er hatte ihm im Flammenmeer von Moskau ein gewaltiges: „Halt! Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen und ihm, wie einst dem mächtigen assyrischen Könige Sanherib, „einen Ring an die Nase gelegt und ein Gebiß in sein Maul und ihn des Weges wieder heimgeführt, des er gekommen war.“ Hunderttausende, mit denen er siegestrunken ausgezogen, um den russischen Koloß zu seinen Füßen niederzuwerfen, waren bis auf einige wenige Überreste in den Schneestürmen und eisigkalten Winternächten Rußlands und Polens elendiglich umgekommen. Da erhob sich eines der von ihm geknechteten Völker nach dem andern, um das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln und zu zerbrechen; und in der großen Völkerschlacht bei Leipzig wurden die letzten Trümmer des einst so gewaltigen Heeres gänzlich vernichtet. Als dann die Verbündeten siegreich in Paris eingezogen waren und der Urheber unsäglichen Wehes nach Elba in die Verbannung hatte gehen müssen, meinten viele Christen, nun sei die ersehnte Zeit des Frie-

dens und der Ruhe gekommen, „da Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen;" nun werde ein jeder unter dem Schatten seines Weinstocks und Feigenbaumes sicher wohnen und die Früchte seines Fleißes mit den Seinen genießen können. Andere dagegen sahen die bereits vorübergegangenen Stürme nur als Vorboten noch schwererer Unwetter an; sie hielten die bisherigen Gerichte Gottes für Vorspiele noch ernsterer Gerichte und den einstweilen zur Ruhe gewiesenen Eroberer für den Vorläufer eines noch schrecklicheren Tyrannen, des persönlichen Antichrists, von dessen einstigem Erscheinen das Wort Gottes redet. Die bisherigen Schrecknisse und Trübsale: Krieg, Pestilenz und teure Zeit, schienen ihnen nur leichte Heimsuchungen im Vergleich mit den Stunden der Angst und des Schreckens, die bald hereinbrechen würden über den Erdkreis und seine Bewohner; denn dann würden viele verschmachten vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten, und zu den Bergen sprechen: „Decket uns!" und zu den Hügeln: „Fallet über uns!" Darum suchten viele Christen damaliger Zeit die verhältnißmäßige Ruhe dazu zu benutzen, daß sie sich auf kommende Ereignisse vorbereiteten, oder sich umsahen nach einem Bergungsorte, wo sie sicher sein möchten vor den Stürmen der letzten Zeiten. Solche Erwartungen und Befürchtungen wurden vornehmlich in Württemberg gehegt. Als nun dorthin die Kunde gelangte, daß deutsche Kolonieen, die sich am Kaukasus angesiedelt hatten, daselbst von allen Kriegsstürmen, die Europa so schwer heimgesucht hatten, gänzlich verschont geblieben waren, da meinten viele, dort sei das Pella, wo sie Ruhe und Sicherheit in der Stunde der allgemeinen Anfech-

tung und Trübsal genießen dürften. Gleichgesinnte fanden sich und beschlossen, miteinander auszuwandern, um im fernen Osten am Kaukasus eine neue Heimat zu gründen und den Anbruch des Friedensreiches, welches nach allen Stürmen und Nöten der letzten Zeit anbrechen sollte, abzuwarten.

Unter denen, die im Mai des Jahres 1816 aus dem reichgesegneten Württemberger Lande auszogen, um im fernen Osten die ersehnte Ruhe und Bergungsstätte aufzusuchen, war Simon Aichlinger, ein junger, wohlhabender Landmann, mit seiner ihm gleichgesinnten Frau. Zwar hatte Simon, als die Auswanderung beredet wurde, einige Bedenken, ob ihr jüngstgeborenes, erstes Kindlein, die liebliche Änneli, die zur Zeit der Abreise erst ein halbes Jahr alt sein werde, die Beschwerden der langen Reise auch werde ertragen können. Anna aber, die junge Frau, auf die es dabei doch hauptsächlich ankam, wußte sie zu beseitigen. „Wie alt war denn unser Herr Jesus," fragte sie, „als er nach Ägypten fliehen mußte? Hat dem die Flucht etwa geschadet? Und ist die Maria nicht auch wohl und gesund geblieben? Und doch reiste die heilige Familie allein, mitten durch die Wüste. Wir aber werden in Gesellschaft vieler lieben Freunde reisen, durch Länder, die man durchaus nicht eine Wüste nennen kann, zur schönsten Zeit im Jahre. Und ich meine, die lieben Engel, die dort das Jesuskindlein begleiteten, werden auch mit uns ziehen; denn sie sind ausgesandt zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit. Unsere Änneli wird unter ihrem Schutze sicher reisen, und auch mir ist nicht bange vor der Reise: wir thun sie ja nicht, um irdisch Geld und Gut zu gewinnen, sondern um einen Ort zu finden, da wir dem Herrn ungestört dienen können,

wenn die schrecklichen letzten Zeiten hereinbrechen, da so viele werden der Versuchung erliegen und vom Glauben abfallen.“ Simon ließ seine Bedenken fahren; die Glaubensfrische und die Freudigkeit seines geliebten Weibes ergriffen auch ihn und stärkten ihn wunderbar. Doch sorgte er auf alle Weise für Frau und Kind, daß die Reise ihnen nicht zu beschwerlich werde. Sie war es dennoch in reichem Maße, zumal als sie Deutschland verlassen hatten und durch Polen zogen, besonders aber dann, als sie die Steppen des südlichen Rußlands durchwanderten, wo gar manches Ungemach und Entbehrungen aller Art ihrer warteten. Unter anderm waren ihnen die völlige Unkenntnis der Landessprache und die fremden Sitten und Einrichtungen sehr hinderlich. Sechs Monate dauerte ihre Reise; denn damals gab es noch keine Eisenbahnen, sondern der ganze Weg wurde mit den aus Württemberg mitgenommenen Wagen und Pferden zurückgelegt, nicht ohne daß mehrere der letzteren unterwegs durch polnische und russische ersetzt werden mußten. Endlich war die Reise glücklich vollendet. Aichlinger erreichte mit Frau und Kind wohlbehalten die Kolonie Friedensthal bei Tiflis, voll Dankes gegen den, der ihnen so weit durchgeholfen, und voll Vertrauen, daß er nun weiter helfen werde. Die das Jahr zuvor vorausgegangenen und bereits in der neuen Heimat eingerichteten Glaubensbrüder nahmen die neuen Ankömmlinge in Liebe auf und waren ihnen auf jede Weise behilflich. Simon machte sich sofort an den Bau eines eigenen Häuschens. Da es ihm nicht an den nötigen Mitteln fehlte, kaufte er einige Kühe und mehrere Acker Landes, die er schon im nächsten Frühjahr bebaute.

Alles ging nach Wunsch. Das milde Klima sagte seiner Frau und Änneli gut zu; die Äcker gaben einen so reichen Ertrag, daß er den Erntesegen kaum unterbringen konnte in den neuerbauten Scheuern; mit seinen gleichgesinnten Nachbarn konnte er sich ungestört erbauen auf den allerheiligsten Glauben. Im Gefühl dieses Glückes hätte Simon fast mit dem Mann im Evangelium gesprochen: „Was fehlt mir noch?“ Zwar war ihm gesagt worden, daß früher die wilden Bergvölker auf ihren schnellen Rossen bis in jene Gegend gekommen wären und Mord und Menschenraub verübt hätten; aber solange die Kolonie stand, waren sie nicht mehr erschienen, und die Bewohner Friedensthals lebten in der That in stillem Frieden. Sie sprachen oft davon, wie gut sie es hier gefunden und wie ihnen hier so wohl sei. Freilich hatten sie im Anfang zuweilen gefürchtet, daß jene Raubzüge der wilden Tscherkessen sich erneuern und Jammer und Elend in ihr irdisches Paradies tragen könnten; aber sie waren nach und nach sicher geworden und genossen ihres gegenwärtigen Wohlstandes, ohne ängstlich für die Zukunft zu sorgen.

So waren zwei Jahre vorübergegangen, seit Aichlinger sich in Friedensthal niedergelassen hatte. Seine Frau hatte ihm seitdem ein Söhnlein geboren, welches die glücklichen Eltern Immanuel nannten, damit es sie immer erinnere an den Gott, der mit ihnen sei und sie so sichtlich segne. Eines Tages waren mehrere der jüngeren Kinder aufs Feld hinaus gegangen, um Blumen zu pflücken, weil weil man das Gotteshaus, in welchem von Zeit zu Zeit der Prediger einer Nachbarkolonie das Evangelium verkündigte, festlich schmücken wollte. Auch Änneli, die ihr drittes Le-

bensjahr eben vollendet, hatte sich ihnen angeschlossen. Die Mutter hatte es ihr auf inständiges Bitten endlich erlaubt und sie einer verständigen Nachbarstochter zur Beaufsichtigung anempfohlen. Die Kinder hatten emsig Blumen gesammelt; es war ihnen nicht schwer geworden, eine große Menge der schönsten und wohlriechendsten zusammenzubringen, denn die Wiesen waren damit bedeckt, ja, sie glichen einem bunten Blumenteppich. Das muntere Völkchen hatte sich an den Rand der Wiese niedergesetzt, um ein wenig auszuruhen, ehe sie reichbeladen mit ihren Blumenschätzen nachhause kehrten. Sie hatten in ihrer Herzenslust eben ein fröhliches Liedchen angestimmt: da sahen sie auf einmal von dem nicht fernen Walde her fremdaussehende Reiter auf schönen, flüchtigen Rossen herangesprengt kommen. Ihr Gesang verstummte. Einige der älteren Kinder berieten, was sie thun — ob sie bleiben oder fliehen sollten? Die jüngeren hatten ihre Freude an den schönen Pferden und den hübschen Reitern, die so ganz anders aussahen, als ihre Väter und Brüder. Da waren jene bereits mitten unter ihnen. Einige sprangen rasch von den Pferden herab, ergriffen eines oder zwei von den Kindern und schwangen sich mit ihnen in den Sattel, sie mit den Armen vor sich haltend auf dem Nacken des Pferdes; andere faßten im raschen Vorüberreiten eines der Kinder am Arm und rissen es zu sich hinauf. Die meisten Kinder schrieen und wehklagten laut; einige weinten still vor sich hin und baten, sie herunterzulassen, damit sie nachhause gehen könnten: die Reiter beachteten weder das eine noch das andere. Verstanden sie doch auch kein Wort von dem, was die Kleinen sagten in ihrer Angst.

In wenigen Augenblicken waren alle Kinder zu Pferde — bis auf eines, eben jenes verständige Mädchen, welchem die Mutter Aichlinger ihre Änneli empfohlen hatte. In der Verwirrung hatte sie sich seitwärts im hohen Grase niedergeworfen und sich ganz stille verhalten; die Räuber hatten sie übersehen. Sobald diese die Pferde gewendet und eben so rasch, wie sie gekommen, dem Walde zugeeilt waren, erhob sie vorsichtig das Haupt und sah ihnen nach. Als sie hinter den Bäumen verschwunden waren, sprang sie auf und lief, so schnell sie konnte, dem Dorfe zu: Atemlos stürzte sie hinein und rief laut: „Räuber, Räuber! Sie haben alle fortgeführt!“ Männer und Weiber kamen aus den Häusern und umringten sie; sie mußte berichten, was sie wußte. Kaum hatte man sie verstanden, so eilten einige der Frauen nach dem Gotteshause, die Glocke zu läuten; die Männer liefen nach den Ställen, die Pferde zu satteln und herauszuführen. Auf den Schall der Glocke kamen alle Männer herbei, die den Bericht noch nicht vernommen hatten. Als sie hörten, um was es sich handle, waren auch sie schnell zu Pferde. Sämtliche Männer waren bald beisammen, beritten und bewaffnet, die meisten mit Gewehren, andere mit Heugabeln und Knütteln. In weniger als einer Viertelstunde sprengte schon die ganze Schar dem Walde zu, in welchem die Räuber verschwunden waren, entschlossen, dieselben so lange zu verfolgen, als sie es vermöchten, und ihnen die geraubten Kinder mit Gewalt wieder zu entreißen, sollte auch ein und der andere der Väter und Brüder sein Leben dabei verlieren. Die Frauen blieben zuhause. Viele von ihnen versammelten sich auf dem Marktplatze, weinten und jammerten da gemeinschaftlich und klagten einander ihr Leid.

Aichlingers Frau war nicht unter ihnen. Sie saß daheim auf ihrem Bette und benetzte ihren kleinen Immanuel, der am nächsten Sonntage getauft werden sollte, mit ihren Thränen. Erst rechtete sie mit ihrem Gott, daß er den Raub ihres Änneli zugelassen; dann machte sie sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß sie der Kleinen ihren Willen gethan; dann zürnte sie wieder dem Mädchen, dem sie dieselbe anempfohlen hatte, daß diese sie nicht mit fortgerissen und mit sich niedergeworfen ins Gras, um sie der Aufmerksamkeit der Räuber zu entziehen. Zuletzt aber wurde sie ruhiger; sie bat den Herrn um Vergebung ihres Unverstandes und flehte, er möge ihren Simon, der natürlich auch mit ausgezogen war, behüten und wohlbehalten zurückbringen.

Die Männer von Friedensthal verfolgten indes die Spur der Räuber, so rasch ihre Pferde sie tragen wollten. Vergebliches Bemühen! Jene hatten einen Vorsprung von mindestens einer halben Stunde. Ihre Pferde waren von der edelsten Rasse und von Jugend auf daran gewöhnt, rasch dahinzufliegen über Stock und Stein und lose Felstrümmer; sie drängten sich durch die dichtesten Wälder und kletterten über Felsen, die den Weg versperrten; auf schmalen Bergpfaden gingen sie einher an tiefen Abgründen vorbei, in welche ein einziger Fehltritt Roß und Reiter hinabgestürzt haben würde. Die Reiter selbst waren vollkommen schwindelfrei und sicher im Sattel; von klein auf waren sie mit ihren Pferden wie zusammengewachsen, bebten vor keinen Strapazen zurück und wurden von den größten Anstrengungen nicht ermüdet. — Und die Kolonisten? Manche von ihnen waren des Reitens völlig ungewohnt; noch keiner war in die Berge hineingekommen, und noch

weniger waren ihre Pferde an scharfes Reiten und an das Bergsteigen gewöhnt. Oft verloren sie die Spur und mußten sie mühsam wieder aufsuchen; zuweilen mußten sie große Umwege machen, wenn sie auf wilde Bergwasser oder auf Felsen und steile Wände stießen — Hindernisse, welche die Räuber nicht beachteten. Ihre Pferde, durch die Anstrengungen eines scharfen und langen Rittes bald angegriffen, eilten nicht so rasch vorwärts, als die Ungeduld ihrer Reiter es wünschte. Das Gebirge wurde immer höher, felsiger und unwegsamer; die Schluchten immer wilder, die Bergwässer, die sie oft gar nicht umgehen konnten, immer reißender. Da verschwand die Sonne hinter den Bergen, und dichte Schatten lagerten sich über die dunkeln Thäler und Wälder; endlich brach die Finsternis herein. Man konnte die Spur nicht mehr erkennen; die müden Pferde wollten nicht mehr fort; man sah sich genötigt, an einem Abhang in einer wilden Bergschlucht sich für die Nacht zu lagern.

Bisher war wenig gesprochen worden. Alle hatten nur das eine Ziel im Auge, recht rasch vorwärts zu kommen und den Räubern die Kleinen wieder zu entreißen. Jetzt erst, da man nicht weiter konnte und sich auf dem nackten Felsenboden in einem Kreise um die Pferde gelagert hatte, fand man hinreichend Zeit, die traurigen Ereignisse des Tags ausführlich zu besprechen. Es fänd sich, daß dreizehn Kinder im Alter von drei bis zwölf Jahren entführt worden waren; ein Vater hatte drei Kinder auf einmal verloren. „Wie glücklich waren wir bis auf diesen Tag des Unheils und Wehes," sprach Aichlinger. „Alles ging uns wohl von statten; der Herr hatte uns reich gesegnet über Erwarten und weit über Verdienst. Ich stand

in Gefahr, mich dessen zu überheben und meinem Fleiß und Geschick zuzuschreiben, was sein Segen war. Da sandte er mir Kreuz und Trübsal zu einer Zeit und auf eine Weise, da ich es am wenigsten erwartete. Ach, meine arme Änneli! Was wird ihr Loos sein? Sie wird als eine Heidin auferzogen werden: man wird sie lehren Christum verleugnen und an Mohammed glauben. Wie wird mein armes, schwaches Weib das ertragen!" Und der starke Mann weinte wie ein Kind.

Niemand wagte etwas zu sagen; mehreren der Männer, die gleiches Leid zu tragen hatten, rollten heiße Thränen die Wangen herab. Endlich unterbrach der älteste, Gottlob Schneider, der bereits die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, die allgemeine Stille und sprach: „Ihr Männer, lieben Brüder, laßt mich euch ein Wort sagen. Es ging uns wohl, wie Simon Aichlinger gesagt hat, fast zu wohl; wir meinten, wir seien ganz glücklich. Haben wir da nicht unseres Gottes vergessen? Haben wir es nicht alle mehr oder weniger vergessen, daß s e i n Segen es war, dem wir Alles zu verdanken haben? Haben wir nicht aufgehört, zu wachen und zu beten, daß wir nicht in Anfechtung fielen? Fingen wir nicht an, die Welt lieb zu gewinnen und über dem Trachten nach irdischen Gütern das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit hintanzusetzen? Ich achte, der Herr hat uns solche Trübsal nicht umsonst gesendet. Er will uns aufwecken, daß wir von ganzem Herzen i h n suchen und das eine Notwendige wieder unsere Hauptsache und Hauptsorge sein lassen. Heute sind wir ausgezogen ohne Gebet, nur mit dem einen Gedanken: die Räuber einzuholen und ihnen unsere Kinder abzujagen.

Wir haben uns auf unsere eigene Kraft verlassen und Fleisch für unsern Arm gehalten. So sollte es nicht sein. Darum, wer mit mir eines Sinnes ist, der stehe jetzt auf. Wir wollen uns demütigen unter die starke Hand des Allmächtigen, die schwer auf uns ruht. Ihm wollen wir unsere Sünden bekennen und abbitten, ihn um seinen Beistand anrufen und um Ergebung in seinen Willen!"

Alle erhoben sich mit ihm, keiner blieb zurück. Als nun Schneider in aller Namen betete und sein Herz vor Gott ausschüttete, da blieb kein Auge trocken. Als er Amen gesagt hatte, fügte er noch hinzu: „Nun lasset zwei der jüngsten Männer mit geladenem Gewehr Wache stehen, und in je einer Stunde wieder zwei andere. Man kann nicht wissen, ob nicht Räuber in der Nähe sind und die Nacht dazu benutzen werden, um unsere Pferde zu stehlen oder uns selbst anzugreifen, wenn sie sich stark genug dazu dünken. Wir wollen die Pferde absatteln und ein wenig grasen lassen in unserer Nähe, wenn sie etwas finden. Wir selbst aber wollen uns niederlegen und ein wenig zu schlafen suchen, bis der Morgen graut, alsdann überlegt man, was weiter zu thun ist. Zu essen haben wir nichts, sonst könnten wir uns zuvor stärken, vielleicht finden wir Schlaf, der uns stärkt, da wir müde sind." Sie thaten, wie er geraten.

Beim ersten Morgengrauen weckte sie die Wache. Sie hatte nichts bemerkt die ganze Nacht hindurch; das Heulen der Wölfe war der einzige Laut, den sie oft genug vernommen. Man hielt zuerst einen Morgensegen, dann beriet man sich, was nun zu thun sei. Die meisten, unter ihnen Simon, waren dafür, daß man sofort aufbreche und die Verfolgung fortsetze; einige wenige dagegen waren für's Umkehren, da

es offenbar unmöglich sei, die Räuber einzuholen. Vater Schneiders Meinung gab den Ausschlag. „Ich fürchte," sagte er, „wir werden die Heiden nimmer einholen. Sie haben bessere Pferde und wissen im Gebirge leichter fortzukommen als wir. Unsere Tiere sind matt zum Tode; wir selbst haben nichts zu essen; weder sie noch wir können die weitere Verfolgung aushalten. Wahrscheinlich haben die Räuber bereits einen sicheren Schlupfwinkel erreicht, wo wir ihnen nichts mehr anhaben können, wenn sie nicht gar schon bei ihren Stammgenossen angekommen sind. Mein Rat ist daher, unverzüglich umzukehren, da wir's noch können, so schwer es uns wird, unsere Kinder im Stich zu lassen, und nicht unser aller Leben aufs Spiel zu setzen, ja eigentlich dem sicheren Verderben preiszugeben. Zuhause angelangt, machen wir sofort Anzeige bei der Regierung, wenn diese vom Überfall noch nicht gehört und ihre Maßregeln ergriffen haben sollte, und bitten sie, Kosaken zu senden in hinreichender Zahl, um den Aul zu überfallen und unsere Kinder aus der Gefangenschaft zu befreien. Thut sie es nicht, so bleibt uns nichts anders übrig, als Geld zusammenzuschießen, um durch Unterhändler, die immer um solche Gefangene Bescheid wissen, unsere Kinder loskaufen zu lassen. So bleibt uns dennoch die Hoffnung, sie zurückkehren zu sehen."

„Vater Schneider hat recht," sprachen die Männer, auch die, welche zuerst für weitere Verfolgung gestimmt hatten; „es bleibt uns für jetzt nichts übrig, als umzukehren." Man brach auf; erst spät am Abend erreichte man die Heimat. Menschen und Pferde waren müde zum Umsinken. Hätte man die Verfolgung fortgesetzt und in einem solchen Zustand den Feind auch wirklich erreicht, so wäre doch der

Ausgang kaum zweifelhaft geblieben. Es wären wahrscheinlich nur wenige, vielleicht keiner zurückgekehrt; sie wären eine sichere Beute des Feindes geworden. An Befreiung der Gefangenen wäre vollends nicht zu denken gewesen.

Mit großer Spannung hatten die zurückgebliebenen Frauen und Kinder die Rückkehr ihrer Männer, Väter und Brüder erwartet. Manches Herz schlug in freudiger Erwartung, als spät am Abend die ausgestellten Wachen verkündigten, es nahe ein Trupp Reiter, und bald darauf der Ruf erscholl: „Sie sind's, sie kommen!" Alles stürzte aus den Häusern heraus; man hoffte, mit den Männern die geraubten Kinder bewillkommnen und an's Herz drücken zu können. Man jauchzte den nahenden Reitern entgegen; diese dagegen blieben still und ritten langsam heran. Da entfiel den Harrenden der Mut; der Erfolg des Zuges war ihnen kund, noch ehe einer der Rückkehrenden gesprochen. Es war ein trauriger Empfang. Die Thränen, welche vergossen wurden, waren keine Freudenthränen. An jenem Abend ist in Friedensthal viel gebetet worden um stille Ergebung in die unbegreiflichen Wege und Gedanken des Herrn; um die Bewahrung der geliebten Kinder in dem Heerlager der Feinde. Aber auch manches Herz hat gehadert mit seinem Gott und sich an ihm versündigt, weil ihm die Trübsal zu hart ankam. Jene waren die Glücklicheren; diese fühlten in den nächsten Tagen doppelten Schmerz

Die Schritte bei der Militärbehörde und Regierung waren vergeblich. Man wisse nicht, wohin man sich zu wenden habe; die Räuber hausten wahrscheinlich sehr tief im Gebirge; sie dort aufzusuchen und anzugreifen, dazu habe man nicht Leute genug, da wahrscheinlich der ganze

Stamm für sie einstehen werde. Man riet zu Unterhandlungen mit den Räubern.

Die Gemeinde schoß daher Geld zusammen. Auch die benachbarten deutschen Kolonien gaben, was sie vermochten; waren es doch ihre Glaubensbrüder, denen sie zu Hilfe eilten, und was heute diesen widerfahren war, konnte morgen ihnen selbst widerfahren. Dann wurden Unterhändler aufgesucht und abgeschickt.

Diese brachten in einiger Zeit die Kunde, daß die Gefangenen sämtlich wohl seien. Sie waren in verschiedenen Aulen der Usbecken, einem Stamme der Tscherkessen, der tief im Gebirge seinen Sitz hatte in wohlbefestigten Dörfern oder Aulen. — Mit Gewalt, sagten jene, sei gegen diese tapferen Bergbewohner nichts auszurichten; es würde Wahnsinn sein, ihnen ihren Raub mit Gewalt abnehmen zu wollen. Das Los der geraubten Kinder sei für jetzt ein erträgliches; man halte sie gut in Hoffnung eines hohen Lösegeldes. Bleibe aber dieses aus, so werde ihr Schicksal allerdings kein beneidenswertes sein. Die Mädchen würden, sobald sie herangewachsen wären, auf den Sklavenmarkt nach Konstantinopel gesendet und dort an vornehme Türken verkauft werden. Die Knaben würde man frühzeitig zu harter Arbeit anhalten; sie müßten Knechte bleiben zeitlebens, wenn sie nicht ihren Glauben verleugneten und Mohammedaner würden, was ihnen allerdings wesentliche Erleichterungen verschaffen werde.

Es war auf diesen Bericht nur e i n e Stimme in Friedensthal: man müsse Alles aufbieten, um sämtliche Kinder loszukaufen, und reiche dazu das gesammelte Geld nicht, so müsse man alles Entbehrliche verkaufen, um die nöthigen

Mittel aufzubringen; es dürfe keines der Kinder zurückbleiben der Armut seiner Eltern wegen. Die Mütter konnten den Gedanken nicht ertragen, ihre Töchter dereinst in dem Harem eines türkischen Großen zu wissen, aus welchem keine Erlösung außer durch den Tod zu hoffen sei. Die Väter zitterten bei dem Gedanken, daß ihre Söhne, um es leichter zu haben, ihren Glauben verleugnen, zu des Lügenpropheten Fahne schwören und so ihnen zeitlich und ewig verloren gehen könnten. — Die Unterhändler wurden daher mit reichen Mitteln versehen und versprachen, ihr Bestes zu thun.

Nach längerer Zeit kehrten sie zurück und brachten zehn Kinder mit sich. Drei der Geraubten kamen nicht mit. Eines der Mädchen, das schon zu Hause viel gekränkelt hatte, war gestorben, wahrscheinlich infolge der Beschwerden und Entbehrungen des Rittes. Ein Knabe von zwölf Jahren, der sich schon daheim durch seine Kühnheit vor anderen seines Alters ausgezeichnet hatte, hatte einen Fluchtversuch gemacht und auf demselben sein Leben eingebüßt. Als er eines Morgens vermißt wurde und in der Nähe nirgends zu finden war, hatten sich einige Männer zu Pferde gesetzt, ihn aufzusuchen. Sie waren einen ganzen Tag vergeblich umhergeritten, da sie die schwache Spur oft wieder verloren hatten, und wollten am nächsten Morgen wieder umkehren. Da sahen sie kurz vor Sonnenuntergang einige Aasgeier über einer tiefen Bergschlucht kreisen und allmählich sich hinabsenken. Sie beschlossen, dazubleiben und am nächsten Morgen hinabzusteigen, weil sie vermuteten, der Knabe könne dort seinen Tod gefunden haben. Ihre Ahnung wurde am Morgen zur Gewißheit. Tief unten am Fuße eines steilen Felsenabsturzes fanden sie den zerschmetterten Leichnam;

die Aasgeier hatten ihr Werk bereits begonnen. Der Knabe war offenbar von der Felswand, auf die er unvermutet gestoßen war, herabgestürzt und hatte einen jähen Tod gefunden: immer noch ein besseres Los, meinten seine Verfolger, als wenn wir ihn nicht aufgefunden hätten und er aus Mangel an Nahrung verschmachtet wäre zwischen den Felsen, oder die Wölfe ihn zerfleischt hätten!

Das dritte Kind, welches nicht zurückkehrte, war Simon Aichlingers Änneli. Sie war wohlauf und hatte es besser, als alle übrigen Kinder; aber ihr Besitzer wollte sie um keinen Preis hergeben. „Seht ihr diesen Eimer, womit ich meine Pferde tränke?“ hatte er zu den Unterhändlern gesagt. „Wenn ihr ihn mit Gold fülltet bis obenan, würde ich euch das Mädchen doch nicht geben. Sie kehrt nimmer wieder nachhause zurück; sie ist mein Kind geworden. Meine Frau würde sterben, wenn ich sie mit euch gehen ließe!“ Und dabei blieb er. Seine Frau war kinderlos. Als der Mann, ein wohlhabender Usbeckischer Mirza oder Edelmann, die dreijährige Änneli, die ihm als Antheil an der Beute zugefallen war, mit sich nachhause brachte, da gefiel ihr das liebliche, muntere Kind, das sich so leicht in sein Los zu schicken schien, und sie faßte alsbald eine herzliche Zuneigung zu ihm. Änneli ließ sich ihre Liebkosungen gefallen und erwiderte sie endlich sogar. Die Frau erklärte ihrem Manne: das Kind solle ihre Tochter sein; Allah habe sie ihr zugesandt, um ihr durch sie den Mangel an eigenen Kindern zu ersetzen. Sie nannte sie Aischa und versah sie mit einem neuen tscherkessischen Anzuge; selbst die kleinen Silbermünzen und andere Schmucksachen, wie sie die Kinder wohlhabender Tscherkessen tragen, durften nicht feh=

len. Der Mann ließ seine Frau gern gewähren; er war froh, ihrer beständigen Klagen über den Mangel an Kindern endlich überhoben zu sein. Auch ihm gefiel die Kleine, wenn auch mehr um seiner Frau willen.

Letztere war der kleinen Änneli, was nur immer eine Mutter ihrem einzigen Kinde sein kann. Sie bewachte jeden ihrer Schritte und that ihr zu Gefallen, was sie ihr nur an den Augen absehen konnte. Des Herzens und Küssens wollte der Kleinen mitunter fast zu viel werden, zumal, wenn sie nachhause gedachte an Vater und Mutter und ihr kleines Brüderchen. Wenn sie dann traurig war und eine Thräne der Wemut sich über ihre zarten Wangen stahl, dann suchte die liebende neue Mutter in ihrer Weise sie zu trösten. Sie brachte und gab ihr, wovon sie nur irgend denken konnte, daß es der Kleinen Freude machen werde, und redete ihr dabei aufs zärtlichste zu. Verstand auch Änneli anfänglich ihre Worte nicht, so merkte sie doch gar bald, daß es die Sprache des Herzens sei, die Sprache aufrichtiger Liebe, und beruhigte sich wieder zur sichtlichen Freude der Pflegemutter. Bald lernte sie auch deren Worte verstehen, und endlich plauderte sie mit ihr so unbefangen und kindlich in ihrer Sprache, wie sie es daheim mit ihrem lieben Mütterchen gethan hatte. Das Glück der Frau kannte nun keine Grenzen. Sie fühlte ihre Einsamkeit nicht mehr, genoß eine fortdauernde angenehme Beschäftigung, wenn ihr Mann auf seinen Raubzügen oder bei den Herden abwesend war, und hatte einen bestimmten, ihr gar lieben Lebenszweck, die Erziehung eines Kindes, das ihrem Herzen teuer war.

In Friedensthal war große Freude, als die Eltern ihre Kinder zum erstenmal wieder in ihre Arme schlossen und sie

willkommen hießen im elterlichen Hause. Die Kinder mußten erzählen, wie es ihnen gegangen war unter „den wilden Heiden", und wenn auch ihre Berichte nicht immer ganz klar waren und mancher Frage Raum ließen, so wurden sie doch gern gehört und mußten immer von neuem wiederholt werden. Oft freilich wurden sie unterbrochen von Ergüssen mütterlicher Zärtlichkeit, wenn etwa die Mädchen ein Wort mit einfließen ließen, wie sie sich nachhause gesehnt, wie sie die liebe Mutter und ihre zarte Pflege vermißt, wie sie gewünscht hätten, in ihrer Gegenwart ihr Abendgebet sagen zu dürfen. Auch die Väter hatten viel zu fragen, wenn die Knaben von den Pferden und Waffen der Tscherkessen erzählten, von ihrer Geschicklichkeit im Reiten und in allen ritterlichen Übungen und von ihrem großen Reichtum an Herden. Selbst diejenigen Bewohner der Kolonie, welche nicht unmittelbar dabei beteiligt waren, nahmen herzlichen Anteil an der Freude der glücklichen Eltern und hörten gern die Erzählungen der Kinder mit an.

Nur in drei Häusern des Ortes herrschte an jenem Tag allgemeiner Freude eine stille, wehmutsvolle Trauer — in jenen, wo heute die nicht eingezogen waren, welche man mit liebender Sehnsucht erwartet hatte, vor Allem in Aichlingers Hause. Als Simon in das Haus trat und seiner Frau nach langer Vorbereitung die schmerzliche Nachricht mitteilte, daß Änneli nicht zurückgekehrt sei mit den übrigen Kindern, und daß auf ihre Rückkehr überhaupt nicht zu hoffen sein werde: da legte sie ihren Immanuel in sein Bettlein und ließ ihren Thränen freien Lauf. Simon suchte sie zu trösten: es war umsonst. Er war ja selber des Trostes im höchsten Grade bedürftig und konnte sich der Thränen nicht enthalten, so

gern er es um seines Weibes willen gethan hätte. Da that er endlich, womit er hätte beginnen sollen: er fiel mit seinem treuen Weibe auf die Kniee und betete lange und herzlich um Ergebung, um göttlichen Trost, um Kraft zum Ertragen des Schweren, das der Herr ihnen auferlegt habe.

„Ist denn wirklich gar keine Hoffnung mehr?“ fragte Anna ihren Mann, als sie vom Gebete aufstand, zwar nicht völlig getröstet, aber doch gestärkt mit Kraft aus der Höhe zur Ertragung ihres Schmerzes. „Ich fürchte, nein,“ antwortete Simon und erzählte nun ausführlich, was er von den Unterhändlern vernommen hatte über die Gründe, warum sie Änneli nicht hatten auslösen können. „Fast möchte man die Eltern für glücklicher halten als uns,“ sprach die tiefbetrübte Mutter, „welche heute die Nachricht von dem Tode ihrer Kinder vernommen haben. Sind doch ihre Kinder als Christenkinder gestorben ehe sie noch angesteckt oder gar verführt waren von dem gottlosen Unglauben der blinden Heiden. Aber unsere Änneli wird uns, fürchte ich, für immer verloren sein; wir werden sie auch jenseits nicht wiedersehen. Sie wird mit der Zeit ihres Heilandes vergessen und den Glauben oder vielmehr den Unglauben ihrer Pflegeeltern annehmen und den falschen Propheten anbeten. O hätte sie der Herr doch lieber auch zu sich genommen und uns diesen Kummer erspart!“ Und sie verhüllte ihr Gesicht und weinte von neuem. „Unser Gott ist ein starker Gott,“ sagte Simon, „und bei ihm ist kein Ding unmöglich. Er kann unserm Kinde seinen Christenglauben bewahren mitten unter den Anhängern des falschen Propheten. Er kann selbst Mittel und Wege schaffen, daß wir sie, wenn auch erst nach Jahren, noch einmal als eine christliche Jungfrau wieder in

unsere Arme schließen! Laß uns nur ihre Erhaltung bei dem Glauben ihrer Väter zum Gegenstande unseres täglichen Gebetes machen. „„Wo zwei unter euch eins werden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel,““ sagt der Heiland.“ Das war ein Wort geredet zu seiner Zeit, Anna schöpfte neuen Mut. Ihr Schmerz war groß und bitter, aber sie hielt fest am Glauben und an der Hoffnung und am Gebet.

Im Laufe der nächsten Jahre, als ihr nach und nach der Herr noch mehrere Kinder schenkte, wurde ihr Schmerz milder und sie konnte die Führung ihrer Erstgeborenen vertrauensvoll dem Herrn überlassen. Keinen Tag aber versäumte sie, was sie als heilige Pflicht ansah, den Herrn zu bitten um Bewahrung des Glaubens ihrer Tochter.

Fünf Jahre waren seit jenem Schreckenstage vorübergegangen; von Änneli hatte man nichts weiter vernommen. Es waren manche neue Ansiedler aus Deutschland, namentlich aus Württemberg, sowie aus Süd-Rußland eingetroffen und hatten um Tiflis neue Kolonien gegründet. Die wilden Bergvölker schienen ihre Raubzüge eingestellt zu haben, wenigstens in diese Gegend waren sie seitdem nicht wieder gekommen. Vielleicht schreckte sie anfangs die Wachsamkeit der Kolonisten ab, welche mit den Waffen in der Hand hinauszogen, das Feld zu bebauen und sich nicht mehr einzeln hinauswagten, sondern ihre Arbeiten in Feld und Wald gemeinschaftlich verrichteten, um einander helfen zu können, wenn sich Feinde zeigen sollten, während sie die Frauen und Kinder daheim hielten. Später war es vielleicht die stark zunehmende Bevölkerung, welche ihnen die Raubzüge und Überfälle allzu gefährlich erscheinen ließ. Wie dem

auch sei: die Kolonisten waren nach und nach wieder sicher geworden; sie unterließen die frühere Wachsamkeit und gingen wieder einzeln ihren Geschäften nach, ließen sich auch zuweilen von ihren Frauen und Kindern begleiten. Ihr Wohlstand hatte zugenommen, ihre Herden hatten sich vermehrt, ihre Felder trugen reichlich. Manche von ihnen vergaßen darüber ihres Gottes und des Zweckes, warum sie ihr Vaterland verlassen und hierhergezogen waren, und trachteten nur nach Vermehrung ihrer irdischen Güter. Es bedurfte neuer Heimsuchungen, neuer Trübsale, um sie aufzurütteln aus ihrer Versunkenheit in weltliches Treiben und sie von neuem den suchen zu lehren, dessen sie in ihrem irdischen Glück völlig zu vergessen in Gefahr standen.

Und sie blieben nicht aus. An einem schönen Morgen waren viele Bewohner von Friedensthal, Männer und Frauen, hinausgezogen zur Feldarbeit und hatten sich hie und da zerstreut; nur wenige hatten ihre Waffen bei sich. Auch Simon Aichlinger war ausgegangen, diesmal mit einer Vogelflinte bewaffnet, um in dem nahen Wäldchen womöglich einen wilden Fasan zu schießen für seine Frau, die vor kurzem eines gesunden Kindleins genesen war. Er hatte sich von seinen Gefährten entfernt und durchstreifte einsam den Wald. Heute war der Tag, an welchem vor fünf Jahren seine Änneli ein Raub der wilden Tscherkessen geworden war. Er dachte daran, und seine Seele erhob sich in stillem Gebete für das verlorene Kind, das seinem Herzen so teuer war. Da wurde seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch ein Geräusch im Walde; er erwartete, ein Reh aus dem Unterholze hervorbrechen zu sehen, und hielt sich zum Schusse bereit. Es erschien indes nur ein Hase, der eilig

auf ihn zugelaufen kam, ohne ihn zu bemerken. „Auch du kommst mir recht,“ dachte er und legte an. Der Hase fiel. Aber noch ehe der Pulverdampf sich verzogen und er das getötete Tier vom Boden aufgehoben hatte, sah er sich plötzlich von etwa zwölf berittenen Tscherkessen umringt, die ihre Gewehre auf ihn hielten und ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß er das seinige auf den Boden legen solle. Er that's. Denn wie konnte er, der Einzelne, hoffen, sich erfolgreich zur Wehre zu setzen, zumal nachdem er seine Flinte eben abgeschossen hatte? — Einer von den Räubern stieg ab, band ihm die Hände auf den Rücken, nahm sein Gewehr vom Boden auf — eine hübsche, zierlich eingelegte Vogelflinte — und betrachtete es mit Wohlgefallen. Dann band er ihn mit einem langen Strick an seinen hohen Sattelknopf fest und deutete ihm an, zu schweigen und ihm zu folgen. Er selbst schwang sich rasch aufs Pferd und ritt den andern nach, welche bereits die Lichtung erreicht hatten und nun die auf den Feldern zerstreuten Kolonisten gewahr wurden.

Aichlinger schickte sich eben an, durch einen lauten Ausruf seine Brüder zu warnen; da erhob der Tscherkesse, der vielleicht so etwas erwartet haben mochte und ihn darum scharf beobachtete, drohend sein Gewehr. Das Wort erstarb ihm im Munde, denn ein einziger Laut wäre sein Tod gewesen, wahrscheinlich ohne auch nur einem seiner Brüder von Nutzen zu sein. Im nächsten Augenblick hörte er das laute Geschrei der Überfallenen. Da sie weithin auf den Feldern zerstreut waren, wurde es den meisten möglich, entweder zu entfliehen oder sich im hohen Grase und in Gräben zu verbergen, während die Räuber beschäftigt waren, die bereits Ergriffenen zu binden und an ihren Pferden zu be-

festigen. Nur einer der Kolonisten hatte rasch sein Gewehr zur Hand genommen und den ersten, der sich ihm nahte, vom Pferde geschossen: er selbst aber fiel sofort von mehreren Kugeln durchbohrt. Der Tscherkesse, welcher nicht tödlich verwundet war, wurde von seinen Genossen, nachdem sie seine Wunde untersucht und verbunden hatten, aufs Pferd gehoben und darauf festgebunden; zwei von ihnen nahmen ihn in die Mitte und ritten ihm zur Seite dem Walde zu. Durch diesen Zwischenfall waren indes die Räuber von der Verfolgung der übrigen Kolonisten abgehalten worden. Da sie befürchteten, daß die Entkommenen im Dorfe Lärm machen möchten, und daß man ihnen bewaffnet nachsetzen werde, beeilten sie sich, ihren Rückzug anzutreten.

Außer Aichlinger führten sie noch zwei Männer, eine Frau und ein Kind mit sich fort. Letztere beiden nahmen sie vor sich aufs Pferd; die Männer mußten nebenher laufen, so rasch sie vermochten, und wurden, wenn sie ermüdet im Laufen nachließen, durch Peitschenhiebe ermuntert.

Um etwaige Verfolger irre zu leiten, teilte sich im Wäldchen die Schar und stob nach mehreren Seiten auseinander, bis sie nach einem scharfen Ritt von etwa einer Stunde sich in einer Felsschlucht wieder vereinigte. Hier ritten sie, einer hinter dem andern, im Wasser des Bergstroms aufwärts, um keine Spur zu hinterlassen. Die Gefangenen mußten, zuweilen bis an die Kniee ins Wasser reichend, nebenherlaufen. Einer der Männer fiel wiederholt zu Boden vor Erschöpfung. Wären nun die Verfolger nahe gewesen, so würden die Räuber ihn ohne weiteres niedergeschossen haben, um nicht durch ihn aufgehalten zu werden; so aber hielten sie an, hoben ihn nach kurzer Beratung auf ein star=

kes Pferd und banden ihn vor dessen Reiter fest. Der verwundete Tscherkesse hatte sich unterdessen so weit erholt, daß er ohne Beistand allein weiterreiten konnte.

Nachdem man etwa eine halbe Stunde in der Schlucht fortgeritten war, wandte man sich plötzlich seitwärts, den ziemlich steilen Abhang hinauf, einer Felspartie zu. Hier war ein den Räubern wohlbekannter Schlupfwinkel. Hinter den Felsen war eine ziemlich geräumige Höhle. In diese wurden die Gefangenen und die Pferde gebracht; zwei der Räuber blieben als Wache bei ihnen, samt dem verwundeten Kameraden; ein dritter stand am Eingang der Felsen, doch so, daß man ihn von unten aus nicht gewahr werden konnte. Die übrigen streckten sich hinter den Felsen im Freien auf den harten Boden und schliefen.

Nach etwa zwei Stunden der Ruhe, die den ermüdeten Gefangenen gar wohl that, wenn sie auch vor Schmerz über ihr trauriges Loos nicht schlafen konnten, wurden jene plötzlich durch das laute Zischen einer Schlange, wie sie meinten, aufgeschreckt. Auch die schlafenden Räuber hatten es vernommen. Sie sprangen sofort auf und horchten. Es kam aber nicht von einer Schlange, sondern von der am Eingang aufgestellten Schildwache her, welche dadurch ihre Aufmerksamkeit hatte erregen wollen. Die Gewarnten ergriffen sofort ihre Gewehre und eilten nach den Felsen. Dort verbargen sie sich so, daß sie in die Schlucht hinabsehen, aber nicht von unten aus bemerkt werden konnten, vollkommen bereit, etwaige Angreifer warm zu empfangen. Unten in der Schlucht sahen sie etwa dreißig wohlbewaffnete Männer thalaufwärts ziehen, von Zeit zu Zeit stille haltend und die Ufer sorgfältig untersuchend. Es waren offenbar die Män=

ner der Kolonie, welche ihnen nachsetzten. Sie mochten die Spur bis zum Eingang der Schlucht verfolgt, und als sie da verschwand, vermutet haben, daß sie im Wasser fortgeritten seien, um keine Spur zu hinterlassen, wie es denn auch wirklich der Fall gewesen war. Als die Männer der Felsen ansichtig wurden, hielten sie an. Vielleicht schien es ihnen nicht unmöglich, oder gar wahrscheinlich, daß die Räuber mit ihren Gefangenen dort eine Zufluchtsstätte gesucht hätten. Einige stiegen ab und untersuchten das Ufer mit Sorgfalt. Der Boden aber war so felsig, daß kein Eindruck von den Hufen der unbeschlagenen Rosse darauf zurückgeblieben und daher keine Spur zu entdecken war. Wären sie etwas weiter am Abhang hinaufgestiegen, so würden sie gefunden haben, was sie suchten, denn da war der Boden nicht mehr blos Felsen, sondern loses Gerölle mit Sand und Erde untermischt. — Sie blickten lange hinauf, bemerkten aber nichts Verdächtiges. Auch war der Abhang so steil, daß es ihnen immer unwahrscheinlicher wurde, daß da jemand hinaufgeritten sein könne. Nach kurzer Beratung eilten sie weiter, die Schlucht hinauf. Als sie sich weit genug entfernt hatten, schlugen die Räuber ein helles Gelächter auf und kehrten, nachdem sie die Wache abgelöst, in ihr Lager hinter den Felsen zurück. Wieder gelagert, langten sie aus ihren Proviantsäcken hartes Brod und getrocknetes Fleisch hervor, sowie lederne Flaschen mit saurer Stutenmilch und ließen sich's wohlschmecken. Auch den Gefangenen teilten sie davon mit. Diese wurden dadurch nicht wenig erquickt.

An den Aufbruch schien man für heute nicht mehr zu denken. Nach dem Mahle legte man sich von neuem nieder und schlief. Nach einigen Stunden, als schon die längeren

Schatten den nahen Sonnenuntergang verkündigten, ließ sich abermals das Zischen der Schlange vernehmen. Die Männer eilten wieder bewaffnet zu den Felsen und sahen von dort aus ihre Verfolger langsam die Schlucht hinabreiten. Sie hatten offenbar die Verfolgung als hoffnungslos aufgegeben. Als sie längst aus dem Gesichte verschwunden waren, rüsteten sich die Tscherkessen, die jetzt, da sie nichts mehr zu fürchten hatten, in besonders heiterer Stimmung waren, zum Aufbruch. Der Mond ging unterdes auf und verhieß eine helle Nacht. Man sattelte, bestieg die Pferde und ritt langsam und vorsichtig den steilen Abhang hinunter. Die Gefangenen, außer der Frau und dem Kinde, mußten wieder nebenhergehen, doch nahm man nun mehr Rücksicht auf sie und schonte sie, da man nicht mehr zu eilen brauchte. Nach zweistündigem Ritte erreichte man den Rücken des Berges; dort lagerte man sich wieder und wartete den Anbruch des Tages ab. — Noch zwei Tage und Nächte war man unterwegs; dann erreichte man die Aule tief im Gebirge.

Ehe man in diese einzog, wurden die Gefangenen verteilt. Aichlinger fiel einem noch jüngeren, wohlaussehenden Tscherkessen zu, der, nach seiner besseren Kleidung, dem Schmucke seiner Waffen und seinem edleren Anstand zu urteilen, einer ihrer Edelleute oder Häuptlinge sein mochte. Das war derselbe, der ihn gefangen genommen und seine Vogelflinte erbeutet, und nachdem er sich überzeugt, daß sie nicht geladen war, ihm am Riemen wieder umgehängt hatte, damit er sie trage.

Als sein Herr mit ihm in seine Hütte trat, bewillkommte ihn seine noch jugendliche Frau und seine etwa achtjährige Tochter mit unverkennbar herzlicher Freude. War

es das mutmaßliche Alter des jungen Mädchens, oder eine ihm nicht völlig klar werdende Ähnlichkeit mit seiner entführten Tochter, oder ein geheimer Zug des Herzens, was den armen Gefangenen so arg ergriff, als er das Töchterchen seines Herrn erblickte? Wiewohl das Kind ihn kaum beachtete und nur Augen zu haben schien für den wohlbehalten zurückgekehrten Vater, so konnte er sich doch an demselben nicht sattsehen. Er dachte bei ihrem Anblick unwillkürlich an sein Änneli: so alt und so groß mußte sie ungefähr jetzt sein; so etwa konnte sie jetzt aussehen. — Er seufzte tief auf, so daß die junge Frau und ihr Töchterchen sich nach ihm umschauten und ihn mitleidig betrachteten. Der Mann erwiderte den Willkomm seiner Frau und liebkoste sein Kind, dann erst löste er die Bande seines Gefangenen und nunmehrigen Sklaven, rieb ihm die erstarrten Arme und wies ihm ein Lager im Vorgemach der Hütte an. Die junge Frau brachte ihm auf das Geheiß ihres Mannes Brot und Fleisch hinaus, die Tochter die Flasche mit saurer Pferdemilch — dem Hungrigen und Durstigen ein großes Labsal.

Am nächsten Morgen wies ihm sein Herr die Arbeit an, die er thun sollte. Sie bestand zunächst in allerlei häuslichen Verrichtungen. Simon that, was ihm geheißen wurde, und Ibrahim schien mit ihm zufrieden. Anfangs verständigten sie sich in der russischen Sprache, welche beide gebrochen redeten, bald aber faßte Aichlinger einige Worte der Tscherkessensprache auf, zur Freude seines Herrn. Nach einiger Zeit konnte er ziemlich alles verstehen, was dieser sprach; und endlich brachte er es so weit, daß er die Sprache ziemlich geläufig redete. Sein Herr verlangte nicht allzuviel von ihm, behandelte ihn gut und gab ihm die nötige Nahrung

und Kleidung. Simon gedachte oft seines Weibes und seiner Kinder; die Trennung und Abgeschiedenheit von ihnen war ihm das Schwerste, was er zu tragen hatte. Doch ergab er sich demütig in den Willen und die Wege seines Gottes; denn er war ein bewährter Christ. Im Gebete fand er Trost und Stärke.

Die kleine Aischa, das Töchterchen seines Herrn, sah Aichlinger täglich; sie schien ihrerseits ihn mit Teilnahme zu betrachten und Mitleiden mit ihm zu haben. In der stillen Hoffnung, daß sie ein geraubtes deutsches Kind sein könne, redete er sie zuweilen in seiner Muttersprache an; aber sie lachte, schüttelte mit dem Kopfe und plauderte dann tscherkessisch mit ihm, was ihm, nachdem er einmal die Sprache erlernt hatte — hauptsächlich wohl durch diese Plaudereien — viel Vergnügen machte. Anspielungen, die er dann und wann fallen ließ, Andeutungen, die er machte, daß sie vielleicht nicht immer hier gewesen sei und früher unter andern Leuten gelebt habe, die eine andere Sprache geredet, schien sie nicht zu verstehen, obwohl sie ihm zuweilen bei solchen Reden nachdenklich vorkam.

So mochten etwa sechs Monate vergangen sein. Aichlinger hatte im stillen gehofft, daß Unterhändler kommen würden, um wegen seines Loskaufs zu verhandeln; denn er war überzeugt, daß seine Frau alles aufbieten würde, ihn zu befreien, und daß auch seine Freunde ihn nicht im Stich lassen würden: aber es erschien niemand. Vielleicht hatte man ihn nicht ausfindig machen können. Da vernahm er zufällig aus dem Gespräch zweier Tscherkessen, die nicht glaubten, daß er sie verstehe, daß alle seine Mitgefangenen, die in einen andern Aul gekommen waren und die er seit dem

Tage der Trennung von ihnen nicht wiedergesehen hatte, bereits losgekauft und in ihre Heimat zurückgekehrt seien. Ferner erfuhr er bei dieser Gelegenheit, daß sein Herr sich geweigert habe, ein Lösegeld für ihn anzunehmen, weil er ihn zu behalten wünsche. Diese Nachricht schlug ihn anfangs sehr nieder. Denn nun glaubte er, die bisher genährte Hoffnung auf Erlösung aus der Sklaverei für immer aufgeben zu müssen. Doch gab ihm auch jetzt das Gebet seine Ruhe wieder. „Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich," sprach er zu sich selbst, „auf ihn will ich hoffen, ihm meine Wege befehlen. Wenn s e i n e Stunde schlägt, wird er mit seiner Hilfe nahe sein und mich zurückbringen zu meinen Lieben trotz aller Hindernisse."

Eines Abends war er früher als gewöhnlich mit seinen Arbeiten fertig geworden, und sein Herr hatte ihm Erlaubnis gegeben, sich zurückzuziehen. Sein Schlafplatz war das Vorgemach der Hütte. Er dachte auf seinem Lager nach über seine bisherige Führung und wollte sich eben im Gebete dem aufs neue empfehlen, dem er mit ganzer Seele vertraute: da hörte er plötzlich drinnen in der Hütte eine Kinderstimme, wie es ihm vorkam, deutsch beten. Er horchte hoch auf und vernahm nun, zwar mit einem fremdartigen Accent ausgesprochen, aber doch deutlich genug, um fast jedes einzelne Wort verstehen zu können, das bekannte Kindergebet:

Mein lieber Gott, ich bitte dich:
Ein frommes Kind laß werden mich;
und wenn ich das nicht sollte werden,
so nimm mich lieber von der Erden,
und nimm mich in dein schönes Himmelreich,
und mach mich deinen lieben Engeln gleich. Amen.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und zugleich mit tiefster Bewegung seines Herzens hatte er diesen Lauten gelauscht, die in dem Munde der angeblich jungen Tscherkessin so fremdartig klangen und doch in seinem Innersten ihren Widerhall fanden. War es doch das Gebetlein, welches einst die Mutter ihr Änneli gelehrt, welches diese allabendlich, wenn sie zu Bette gebracht wurde, vor ihrer Mutter knieend mit gefalteten Händen andächtig gesprochen hatte. Was bisher nur eine dunkle Ahnung in ihm gewesen war, wurde ihm plötzlich zur unumstößlichen Gewißheit: das vermeintliche Tscherkessenkind, die liebenswürdige Aischa, ist dein verlorenes Änneli! Er konnte sich nicht halten. Sobald das „Amen" des Kindes verklungen war, rief er laut: „Änneli!" und augenblicklich hörte er die Antwort: „Papa!" Dann war alles still und nichts ließ sich mehr vernehmen. In großer Spannung lag er stundenlang auf seinem Lager und konnte nicht einschlafen. Er redete lange und angelegentlich mit seinem Gott.

Am nächsten Morgen machte er sich so viel als möglich um die Hütte zu schaffen. Endlich trat die sehnlich erwartete Aischa heraus. Dies mal aber nicht fröhlich und unbefangen plaudernd wie sonst: sie blickte ihn scheu an und wollte still an ihm vorübereilen. Da wiederholte er den Anfang jenes Verses:

> Mein lieber Gott, ich bitte dich:
> Ein frommes Kind laß werden mich.

Wie von einem Zauber gebannt, blieb sie stehen und blickte ihn mit ihren klaren blauen Augen unverwandt an. Da sprach er wieder: „Änneli!" und sie antwortete wieder: „Papa!" Im nächsten Augenblick hing sie an seinem Halse

und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Als er aber nun aus der Fülle seines Herzens in der teuren Muttersprache zu ihr redete, da war es, als ob sie aus einem Traum erwache; sie riß sich los von ihm, eilte rasch in die Hütte zurück und ließ sich nicht wieder blicken.

Bald darauf trat sein Herr zu ihm. „Christ," redete er ihn an, „ich habe dich treu erfunden, darum will ich dich zu einem andern Dienst anstellen und dir mehr anvertrauen. Diene mir ferner treu und redlich, und du sollst es gut bei mir haben. Jetzt komme mit mir. Sattle zwei Pferde." Aichlinger that, wie ihm geheißen war. Sein Herr bestieg das eine Pferd und gebot ihm, sich auf das andere zu setzen. Sie ritten lange und scharf, bis sie bei einer zahlreichen Herde edler Rosse hielten, die miteinander weideten, gehütet von einem Knaben. „Diese Pferde übergebe ich hiermit dir, Simon," sprach sein Herr; „du sollst sie fortan hüten. Ziehe mit ihnen umher und bleibe, wo du die beste Weide findest — doch nicht zu weit. Hier hast du einen Sack mit Lebensmitteln. Willst du trinken, so sind viele Stuten hier, deren eine du melken kannst; hier ist ein Schlauch zur Aufbewahrung der Milch. Der Proviant wird dir auf mehrere Tage reichen; dann werde ich den Knaben schicken, daß er dir mehr bringe. Nimm diese Flinte nebst Pulver und Kugeln, um die Wölfe fern zu halten. Aber mache keinen Versuch zur Flucht. Er würde dir nicht gelingen, da du überall auf unsere Leute stoßen würdest; dein Tod wäre die unausbleibliche Folge. Nimm die Pferde gut in acht, daß sich keines verlaufe oder den Wölfen zur Beute werde." Nachdem er noch einige Worte zu dem Knaben gesprochen und dieser sein Pferd bestiegen, ritt er mit ihm zurück nach dem Aul.

So war Aichlinger allein — und doch nicht allein. Denn er war bei ihm, den er über alles liebte und dessen Liebe er in seinem Herzen fühlte. Mit ihm redete er fleißig; mit ihm that er sein Werk, und so konnte er die Einsamkeit ertragen, die ihm allerdings im Anfang etwas drückend war. Was ihn am meisten bekümmerte, war die neue Trennung von seinem geliebten, eben erst wiedergefundenen Kinde, das er ganz wiederzugewinnen gehofft hatte. — Hatte sein Herr etwas gemerkt und ihn darum entfernen wollen? Oder geschah es wirklich, weil er ihn für treu hielt und darum ihm seine kostbare Herde anvertraute? Er kam darüber nicht ins klare, wohl aber darüber, daß es seine Pflicht sei, das Vertrauen seines Herrn nicht zu täuschen. An einen Fluchtversuch dachte er nicht, schon um seiner Änneli willen, ohne die er nicht zurückkehren wollte.

Nach einigen Tagen kam der Knabe und brachte ihm Brot und getrocknetes Fleisch, die gewöhnliche Kost der Hirten. Er blieb ein paar Stunden bei ihm und plauderte viel mit ihm. Zuerst sprach er von den Pferden und ihren Eigenschaften, wie er sie kennen gelernt hatte in seinem Dienst als Hirte. Dann von seinen Abenteuern mit den Wölfen, deren Simon auch bereits zwei erlegt hatte. Endlich erzählte er ihm auch, daß die kleine Aischa an dem Tage, an welchem ihn sein Herr von der Herde zurückgerufen, schwer erkrankt sei, was jenen in tiefe Bekümmerniß versetzt habe, nun sei sie aber etwas besser und gehe wieder umher; doch habe sie viel von ihrer früheren Munterkeit verloren. Der Knabe bemerkte mit Verwunderung den tiefen Eindruck, den diese Erzählung auf den Sklaven machte, und fragte ihn endlich: „Du hast wohl Aischa auch lieb ge-

habt, daß dich ihre Krankheit so bekümmert?" „Ja sehr," antwortete Simon, „sie ist das liebenswürdigste Tscherkessenkind, das ich je gesehen habe." Der Knabe lachte. „Du weißt also nicht," sagte er, „daß sie gar nicht das Kind unseres Herrn ist, sondern ein geraubtes deutsches Mädchen, das unser Herr mitgebracht und zum Kinde angenommen hat?" Statt der Antwort fragte Simon: „Wie lange ist das Kind schon hier?" Und als jener geantwortet: „Es geht nun in das sechste Jahr," da lenkte er das Gespräch auf etwas anderes, um sich nicht zu verraten. So angenehm ihm die Unterbrechung seiner Einsamkeit durch diesen Besuch gewesen war, so sehr wünschte er nun dessen baldige Entfernung. Der Knabe verließ ihn auch bald, um noch vor Einbruch der Nacht nachhause zu kommen.

Sobald er fern genug war, warf sich Aichlinger auf seine Kniee und schüttete sein volles Herz aus im Gebete. Was ihm zuvor schon zur Gewißheit geworden war, das war ihm nun durch den Bericht des Knaben bestätigt worden. Es war ihm ziemlich klar, daß die plötzliche Krankheit seines Kindes die Folge ihrer Gemütsbewegung bei der Wiedererkennung ihres Vaters und der Erinnerung an ihre Heimat war; um so freudiger dankte er dem HErrn dafür, daß sie in der Wiedergenesung begriffen war.

Als der Knabe das nächste Mal wiederkam, war Simons erste Frage nach Aischa. „Allah sei gepriesen!" antwortete der Knabe; „sie ist ganz genesen, aber so munter, wie früher, ist sie nicht. Sie hat mir einen Gruß an dich aufgetragen, als sie hörte, daß ich zu dir reiten werde, und gesagt, ich sollte ihr Bericht bringen, wie dir's gehe." Simon freute sich innig dieses Beweises der wiedererwachten

Liebe seines Kindes, ließ es sich aber nicht merken, wie sehr ihn die empfangene Nachricht freue. Er unterhielt sich lange und so unbefangen als möglich mit dem Knaben, doch nicht über Aischa. Nur beim Abschied trug er ihm auf, sie wieder zu grüßen und ihr zu danken, daß sie sich des armen, fremden Sklaven so freundlich erinnert habe. Es gehe ihm wohl, solle er ihr sagen, und er habe sich gefreut, zu hören, daß es ihr auch wohl gehe.

Das nächste Mal kam sein Herr selbst. „Simon," sprach er, „treibe die Herde näher an den Aul. Ich habe gehört, daß die wilden Tschetschenzen, mit denen unser Stamm schon lange in Fehde lebt, einen Raubzug vorhaben; sie könnten dich hier in deiner Einsamkeit leicht überfallen und samt der Herde wegführen. Ich werde so lange bei dir bleiben, bis wir eine passende Stelle gefunden haben." Sie brachten die Herde zusammen und trieben sie dem Aul zu. In der Entfernung von etwa einer halben Stunde von diesem fand sich ein Weideplatz, der freilich nicht so gut war, wie der eben verlassene, aber doch hinreichend Futter gab.

Hier war Aichlinger mit der Herde etwa eine Woche gewesen, als er eines Morgens einen Trupp Reiter von ferne gewahrte. Da es nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich war, daß es Tschetschenzen sein könnten, die auf Raub und Plünderung aus seien, trieb er die Pferde so schleunig als möglich zusammen, um mit ihnen nach dem Aul zu entfliehen. Kaum hatte sich die Herde in Bewegung gesetzt, als die Reiter — es waren wirklich die gefürchteten Tschetschenzen — herangesprengt kamen und die Herde in entgegengesetzter Richtung wegzutreiben anfingen. Den Hirten schienen sie gar nicht zu beachten. Zugleich aber kam

vom Aul her Aichlingers Herr, der ihn jetzt in der Regel täglich einmal besuchte, um nachzusehen, wie alles stehe. Als er die ungewöhnliche Bewegung wahrnahm und endlich gar die feindlichen Reiter erblickte, ritt er so rasch heran, als sein Pferd ihn zu tragen vermochte, rief Aichlinger zu sich und eilte, von ihm gefolgt, den flüchtigen Räubern nach. Einer von diesen blieb zurück, während die andern im schnellsten Galopp mit den Pferden davoneilten, legte an und schoß. Er traf indes nicht, wie er offenbar beabsichtigt hätte, den Herrn, sondern sein Pferd, welches plötzlich hoch aufbäumte, sich überschlug und stürzte — samt seinem Reiter, der nicht Zeit genug hatte herabzuspringen, wie er wollte. Als dieser nun, halb unter dem Pferde, auf dem Boden lag und sich vergeblich bemühte, sein Gewehr frei zu machen, stieg der Tschetschenze ab und eilte, mit dem Dolch in der Hand, auf ihn zu, um ihm den Garaus zu machen. Schon hob er den Arm zum Stoße: da traf ihn Simons Kugel in den Kopf, daß er lautlos zusammenstürzte und augenblicklich den Geist aufgab.

„Hilf mir unter dem Pferde hervor," rief Ibrahim, „ehe die Schurken zurückkehren. Ich fürchte, mein Bein ist vom Sturze beschädigt." Simon eilte hinzu und hob ihn auf; das Pferd war unterdeß verendet. Sein eigenes hatten die Feinde, gesattelt wie es war, mit weggetrieben. — Ibrahims Bein war nicht gebrochen, wie er gefürchtet, sondern nur stark gequetscht. „Dank dir, braver Christ," sprach er, „daß du nicht geflohen bist, sondern mir zur Hilfe geeilt und mit Gefahr des eigenen mir das Leben gerettet hast. Ich werde dir's gedenken. Jetzt wollen wir unser Leben, wenn wir's nicht retten können, teuer verkaufen. Denn ich

sehe, dort kommen einige von dem Trupp zurück, um nach ihrem Kameraden zu sehen."

Aichlinger lud sein Gewehr von neuem, nachdem sein Herr ihm Pulver und Kugeln gegeben, denn seine Munition war in einem Säckchen am Sattel geblieben. Auch Ibrahim schüttete Pulver auf die Pfanne — denn das vorige war beim Sturze verschüttet worden — und erwartete blitzenden Auges mit ungebeugtem Mute die näher kommenden Feinde. „Wären wir nur zu Pferde," sprach er, „so wollten wir's wohl aufnehmen mit diesen Hunden, obwohl ihrer vier gegen uns zwei sind. — Doch was ist das?" rief er plötzlich aus, „warum fliehen diese Feiglinge?" Die Reiter hatten einen Augenblick angehalten mitten im Laufe, dann einen lauten Schrei ausgestoßen, die Pferde herumgeworfen und waren ihren Gefährten in gestrecktem Galopp nachgeeilt. Ibrahim blickte hinter sich. Ein starker Trupp Tscherkessen von einem benachbarten Aul kam herangeritten. „Um Allah's willen gebt mir ein Pferd und helft mir den Räubern meine Pferde wieder abnehmen!" rief er den Männern entgegen. Ein junger Usbecke, der unbewaffnet war, sprang sofort vom Pferde und hob mit Simons Hilfe Ibrahim hinauf. Und fort stürmte die Schar kampflustiger Männer den Räubern nach, während die beiden Fußgänger sich dem Aule zuwandten, um dessen Bewohner zu Hilfe zu rufen.

Sie eilten so rasch sie konnten. Kaum hatten sie, fast atemlos, den ersten Männern, die sie trafen, Bericht gegeben, als diese sogleich das ganze Dorf in Bewegung setzten. In unglaublich kurzer Zeit saßen vierzig Männer wohlbewaffnet zu Pferde und sprengten hinaus in der ihnen gezeigten Richtung, begleitet von Aichlinger und dem jungen Us-

becken, denen sie Pferde gegeben. Sie waren kaum eine Stunde weit geritten, da begegnete ihnen die Schar, welche den Räubern nachgesetzt hatte, an ihrer Spitze Ibrahim, in ihrer Mitte fünf Tschetschenzen zu Fuß mit auf den Rücken gebundenen Händen, vor sich die ganze Herde Ibrahims samt den Pferden der Gefangenen. — Die Tschetschenzen hatten, als sie ihre Verfolger herankommen sahen, die an Zahl sie selbst weit übertrafen, jeden Gedanken an Entführung der Herde, wie an Widerstand aufgegeben und sich durch die schleunigste Flucht zu retten gesucht. Es war ihnen gelungen zu entkommen, bis auf jene fünf, deren Pferde nicht mit den übrigen fortkonnten; einen sechsten hatte Ibrahim vom Pferde geschossen.

Aichlinger übernahm wieder die Herde. Die übrigen ritten in den Aul, wo sie Ibrahim gastlich bewirtete. Zuerst aber, ehe man das Mahl hielt, besprach man sich, was mit den Gefangenen zu thun sei. „Sie zu Sklaven zu machen," sagte der Anführer der Schar, die so rechtzeitig Ibrahim zu Hilfe gekommen war, „geht nicht. Denn wer würde Lösegeld für sie bezahlen? Die Tschetschenzen sind arm und leben blos vom Diebstahl. Sie würden auch bald zu entkommen suchen, nachdem sie alle Gelegenheiten und Zugänge wohl ausgekundschaftet hätten, und uns an ihre Landsleute verraten. Sie frei zu lassen und den andern nachzuschicken, möcht' ich noch weniger raten. Sie würden unterwegs Pferde stehlen, vielleicht gar einen Hirten überfallen und töten und die ganze Herde mit forttreiben. Ich weiß nur *einen* Rat: schießt die Hunde tot, so sind wir sie auf einmal los!" Alle stimmten bei, denn die Tschetschenzen waren bei den Usbecken und andern Tscherkessenstämmen sehr ver-

achtet. Sie galten für feige Diebe, weil sie mehr mit List, als mit Gewalt nahmen, was ihre Hand finden konnte, und lieber flohen als kämpften, wenn sie entdeckt und angegriffen wurden, während die eben so räuberischen Usbecken stets ihren Mann stellten und keinem Kampfe auswichen.

Die Gefangenen, denen man den Beschluß mitteilte, baten um ihr Leben, wurden aber dafür nur verlacht. Man führte sie vors Dorf und schoß sie nieder. „Die Aasgeier werden es uns danken," sprach einer lachend, „daß wir ihnen ein fettes Mahl bereitet haben, wiewohl die Tschetschenzen — Allah möge sie alle umkommen lassen, wie diese feigen Hunde!" und spuckte verächtlich aus — „eigentlich wenig Fleisch und noch weniger Fett haben." Alle lachten. Man kehrte in den Aul zurück und setzte sich fröhlich zum Festmahl nieder, als ob nichts vorgekommen wäre. Die Schalen mit saurer, wenn in Menge genossen, berauschender Stutenmilch gingen fleißig herum. Als nach Sonnenuntergang die Gäste nachhause zurückkehrten, wurde es manchem schwer, sich auf dem Pferde zu halten.

Am nächsten Morgen kam Ibrahim mit zwei Tscherkessenknaben hinaus zur Herde. „Simon," sprach er, „komm mit mir in den Aul; ich habe dort mit dir zu reden. Diese Knaben mögen die Herde hüten; es sind ihrer zwei, damit, wenn Gefahr droht, der eine von ihnen gleich heimkehre, Lärm zu machen." Als sie in seiner Wohnung angekommen waren, sprach Ibrahim: „Simon, ich bin dir Dank schuldig. Ein Usbecke vergißt nie eine Beleidigung, aber auch nie einen ihm geleisteten Dienst, wenn er nicht gezwungen war. Du hast dein Leben gewagt, um mir das meinige zu retten, während du hättest fliehen können. Du bist von nun

an frei und kannst zu den Deinigen zurückkehren, sobald Kaufleute kommen, die dich sicher zurückführen können. Bis dahin bist du mein Gast und kannst leben, wie dir's gefällt. Wärest du nicht ein Christ, so könntest du eine Frau nehmen und als freier Mann unter uns leben; aber so geht es nicht."

Aichlinger dankte ihm, aber er seufzte. „Was ist dir," fragte Ibrahim, „willst du nicht gern frei sein?" „Ich möchte es wohl, mein edler Herr," erwiderte Simon, „wenn mich nicht eines zurückhielte. Eure Aischa ist meine Tochter, die mir geraubt wurde, als sie drei Jahre alt war. Ich habe sie wiedererkannt, und ich glaube, sie mich auch. Schenke sie mir, oder bestimme für sie ein Lösegeld, so hoch du willst. Du wirst mich dadurch zum glücklichsten Menschen machen, und ich werde dir ewig dankbar sein." Ibrahim ließ ihn ausreden, aber seine Stirne umwölkte sich. „Was du wünschest," sprach er ernst und bestimmt, „kann nimmermehr geschehen. Aischa ist jetzt unser Kind; du hast keinen Anspruch mehr an sie. Die Trennung von ihr würde meiner Frau das Leben kosten, obgleich Aischa nicht mehr ganz so zärtlich gegen sie ist, als sie es war, ehe du kamst. Ich habe so etwas vermutet, als ich bemerkte, wie ähnlich sie dir sieht. Du hast mein Wort. Du bist frei und kannst gehen, sobald die Kaufleute kommen. Ich wünschte, es wäre recht bald. Mit Aischa darfst du nicht mehr reden. Hättest du mir nicht das Leben gerettet, so würde ich dich in einen fernen Aul verkaufen, wo du sie nie mehr zu sehen bekämest. Ich würde dich gleich wegsenden, wenn ich nicht gewiß wäre, daß du unterwegs von neuem gefangen und in die Knechtschaft geführt würdest." „Soll ich Aischa nicht sprechen," erwiderte

Simon, „und siehst du meine Gegenwart nicht gern, so erlaube mir, zu den Pferden zurückzukehren und dort abzuwarten, bis die Kaufleute kommen; ich will dir nach wie vor treu dienen." „Es sei," antwortete Ibrahim nach einigem Bedenken. „Heute bleibe noch hier; morgen kehre ich mit dir zur Herde zurück und lasse dir dort einen der Knaben zur Hilfe. Aber du bist nicht gezwungen. Wenn du es vorziehst, kannst du hier bleiben als mein Gast. Ein Usbecke bricht sein Wort nie." Simon dankte und bat, gehen zu dürfen.

Als er am Abend schlaflos auf seinem Lager das heute Erlebte noch einmal vor sich vorübergehen ließ, da schwebte es plötzlich wie ein Schatten an ihm vorüber und sprach leise: „Papa!" Er fuhr in die Höhe. Es war Aischa. Sie bedeckte ihn mit Küssen. Dann eilte sie ins Gemach zurück. Simon gedachte des Gebots seines Herrn und sagte kein Wort, so schwer ihm diese Zurückhaltung wurde; aber er hatte sein Kind in die Arme geschlossen und dessen Küsse erwidert. Die Nacht verbrachte er in stillem Gebete. Am Morgen führte Ibrahim ihn zur Herde zurück. Er war wieder freundlich gegen ihn.

Monat auf Monat verging; die Händler blieben aus. „Sie wagen sich jetzt nicht ins Gebirge," sprach Ibrahim, „wegen der überall umherstreifenden Tschetschenzen. Aber ich hoffe, ehe noch drei Monate um sind, werden sie dasein. Denn bis dahin werden wir die feigen Hunde alle zu Paaren getrieben haben. In der nächsten Woche ziehen wir streitbaren Männer alle aus, sie zu überfallen in ihren Nestern und das feige Raubgesindel, das Allah verderben wolle, zu vertilgen von der Erde samt seiner Brut. Bis dahin gedulde dich!"

Nach ungefähr einem Monate kehrte die auf den Vernichtungskampf ausgezogene Schar zurück, weniger fröhlich, als sie ausgezogen war. Ihr Erfolg war nur ein geringer, teilweiser gewesen. Die Tschetschenzen, denen sie allen persönlichen Mut abgesprochen, hatten sich wie die Löwen gewehrt, als man sie in ihren natürlichen Bergfesten angriff. Es war den Usbecken nicht gelungen, auch nur einen einzigen ihrer Aule, wie sie es mit allen vorhatten, einzunehmen und zu zerstören und dabei alles, was Odem hatte, Männer, Greise und Weiber und Kinder, niederzumachen. Zwar waren von den Tschetschenzen manche gefallen, aber von den Usbecken gleichfalls. Wären sie nicht auf dem Rückweg einigen Pferden und Schafherden begegnet, die sie natürlich wegnahmen, nachdem sie die Hirten erschlagen, so wären sie sogar ohne Beute nachhause gekommen. Ibrahim hatte eine Wunde davongetragen, die zwar nicht von Bedeutung war und bald heilte, aber ihn doch für einige Zeit verstimmte, weil sie von den Tschetschenzen herrührte.

Die Händler waren noch immer nicht erschienen, obgleich seit der Rückkehr der Usbecken von ihrem Raubzug mehr als drei Monate verflossen waren: da trat eines Morgens Ibrahim mit freudestrahlendem Gesicht vor Aichlinger, der wie gewöhnlich seine Herde hütete, seit einiger Zeit wieder auf einem etwas entfernteren Weideplatze. „Allah sei tausendmal gepriesen!“ sprach er. „Gestern hat mir meine Suleimah einen Sohn und Erben geboren. Ich bin sehr froh und sie auch. Denn mein Name wird fortleben unter meinem Volke, und Suleimah darf ihr Haupt stolz emporheben unter den Weibern unsers Stammes, denn sie hat einen Sohn geboren!“ Aichlinger sprach ihm seine aufrich-

tige Freude aus und wünschte ihm von Herzen Glück zu dem frohen Ereignis. Zugleich aber blitzte ein Gedanke durch seine Seele, dem er sofort Ausdruck gab. „Meine Freude über die Geburt deines Sohnes, mein edler Herr," sprach er, „wäre noch vollkommener, wenn sie die Gelegenheit würde, daß du in deiner Freude einen betrübten Vater glücklich machtest, indem du ihm seine geliebte Tochter zurückgäbest. Vielleicht wird jetzt deine Suleimah eher geneigt sein, sich von Aischa zu trennen, nachdem sie ein eigenes Kind hat — das Gott behüte — und noch dazu einen Sohn. Vielleicht ist sie in ihrem großen Glücke geneigt, sich einer armen, unglücklichen Mutter zu erbarmen, die noch immer um ihr verlorenes Kind trauert und sich nicht zufrieden geben kann, bis sie sein Angesicht wieder sieht."

Ibrahim war über diese Rede etwas betreten und ernst geworden, doch ohne das frühere Mißfallen blicken zu lassen. Er trat ihm nicht, wie damals, entschieden entgegen, sondern sprach: „Darüber kann ich allein nicht entscheiden. Das hängt hauptsächlich von Suleimah ab. Nachdem sie wieder genesen ist, will ich mit ihr davon reden. Ich wäre es zufrieden, so lieb ich Aischa habe, bloß um dich, meinen Lebensretter, wieder glücklich zu machen. Ich werde dir in vierzehn Tagen Bescheid bringen; bis dahin rede mit niemand von der Sache, auch mit mir nicht." Simon versprach es und hielt Wort. So oft Ibrahim ihn und die Herde besuchte — und es geschah jetzt oft, — erwähnte er doch kein Wort von dem, was sein Herz bewegte. Desto mehr aber redete er in seiner Einsamkeit mit seinem Gott darüber.

Die festgesetzten vierzehn Tage kamen ihm vor wie eine Ewigkeit; sie wollten kein Ende nehmen. Endlich genau

zur bestimmten Zeit erschien Ibrahim wieder. „Simon," sagte er, „dein Herzenswunsch soll erfüllt werden. Ich habe mit Suleimah geredet. Es wird uns beiden sehr schwer, uns von Aischa zu trennen, die wir so lange als unsere eigene Tochter angesehen und geliebt haben; aber wir sind bereit, dem Retter meines Lebens dieses Opfer zu bringen. Doch nur unter einer Bedingung, wenn nämlich Aischa selbst erklärt, mit dir gehen zu wollen. Sie weint seit längerer Zeit oft still vor sich hin und will nicht sagen, warum sie weint; auch ist sie nicht mehr so zärtlich gegen Suleimah, wie früher, obgleich sie ihr immer noch ihre Liebe bezeigt. Ich glaube wirklich, sie sehnt sich zurück zu ihrer leiblichen Mutter. Morgen bringe ich noch einen Knaben her, und du kehrst mit mir zurück. Dann muß sich's für immer entscheiden."

Aichlinger hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude; er hielt aber an sich und sprach nur seinen wärmsten Dank aus. „Danke mir nicht zu frühe," sagte dieser, „du weißt, es kommt auf Aischa selbst an. Zieht sie es vor, bei uns zu bleiben, so begleite ich dich gleich morgen selbst und bringe dich in die Nähe deiner Freunde. Hier darfst du dann auf keinen Fall länger bleiben, damit Aischa wieder fröhlich werde." Somit verließ er ihn. Aichlinger hegte keinen Zweifel an der Entscheidung Ännelis zu seinen Gunsten. Sein Herz floß über von Dank gegen den treuen Herrn, der alles so wohl gemacht hatte.

Am nächsten Morgen holte Ibrahim ihn ab. Vor der Thüre seiner Wohnung sah Aichlinger zwei gesattelte Pferde stehen. Er kannte sie als die edelsten, welche Ibrahim hatte; Sattel und Zaum waren reich mit Silber beschlagen. Ibrahim führte ihn ins innere Gemach; er betrat es zum ersten=

mal. Suleimah mit ihrem Söhnlein und Aischa waren da. An letztere wandte sich Ibrahim. „Willst du mit diesem Manne, der, wie er sagt, dein Vater ist, zu deiner leiblichen Mutter zurückkehren, oder willst du bei uns bleiben als unser liebes Kind? Sprich dich aus ohne Scheu · es soll geschehen nach deinem Wunsche."

Ein Strom von Thränen entstürzte Aischas Augen. Sie schlang die Arme um Suleimah und weinte lange an ihrem Halse. Dann sprach sie: „Mutter, laß mich ziehen zu meiner ersten Mutter. Ich bin ein Christenkind und werde es bleiben. Ich habe dich sehr lieb und meine rechte Mutter auch; ach, könnte ich doch beiden angehören!" Dann küßte sie Ibrahim. Zuletzt warf sie sich schluchzend ihrem Vater in die Arme, der sie weinend umschloß und an sein Herz drückte.

„Allah hat das Herz des Kindes gelenkt," sagte Ibrahim. „Sein Wille geschehe! Wir wollen nicht lange zaudern. Das Pferd, auf dem du reiten wirst," sagte er zu Simon, „ist dein, samt Sattel und Zeug. Hier nimm dieses Gewehr dazu, es ist wertvoll" — dabei überreichte er ihm eine fein mit Silber ausgelegte Büchse samt dazu gehörigem Pulverhorn und Kugelbeutel. „Deine Vogelflinte behalte ich als ein Andenken an dich. Ich werde euch begleiten, bis ihr in Sicherheit seid. — Suleimah, packe Aischas Kleider und Schmuck zusammen; laß nichts fehlen!"

Weinend that Suleimah, was ihr geboten war. Das Bündel wurde auf Aichlingers Pferd geschnallt. — Änneli konnte sich lange nicht losreißen aus Suleimahs Umarmung; dann bedeckte sie ihr kleines Brüderchen mit Küssen. Ibrahim hob sie vor sich aufs Pferd. „Sie bleibt bei mir," sprach er, „bis wir uns trennen."

Nach zwei Tagen scharfen Rittes hielten sie im Walde, der in der Nähe von Friedensthal war. „Jetzt ist's Zeit, zu scheiden," sprach Ibrahim. „Simon, nimm deine und meine Aischa, und du, mein Kind, sei glücklich! Laß durch die Kaufleute von Tiflis hören, wie es euch geht. Lebet wohl!" Er reichte seinem gewesenen Sklaven die Hand, die dieser herzlich und dankbar drückte. Dann umarmte er Aischa — die wir zum letztenmal so nennen. Eine Thräne perlte in seinem Auge, als er ihr den Scheidekuß auf die Stirn drückte. Dann sprang er auf sein Pferd und ritt rasch davon, ohne sich umzusehen.

Als Aichlinger, mit seinem Töchterchen vor sich im Sattel, beide in tscherkessischer Kleidung, ins Dorf einritt, da eilte alles hinaus vor die Thüren. Anfänglich hielt man ihn für einen Feind, der sich verirrt habe, und wollte Hand an ihn legen: sein Gruß in der Muttersprache aber löste die Täuschung. Er gab sich zu erkennen: lauter Jubelruf erscholl und begleitete ihn zu seinem Hause.

Seine Frau sank in Ohnmacht, nachdem sie ihn und Änneli in die Arme geschlossen hatte. Als sie wieder zu sich gekommen war, dankten sie auf den Knieen miteinander dem Herrn. Bald traten die Nachbarn und Freunde herein, nachdem sie ihnen nur kurze Zeit gegönnt hatten für ein ungestörtes erstes Wiedersehen. Etwas wurde die Freude dadurch gestört, daß Änneli nicht reden konnte mit Mutter und Geschwistern, weil sie ihre Muttersprache vergessen hatte. — Man nannte sie nur das Tscherkessenmädchen. Sie lernte indes bald wieder, was sie vergessen hatte. Wenn man sie fragte: „Wolltest du wohl wieder zurückkehren zu deinen tscherkessischen Eltern?" da antwortete sie: „Nimmer, so lieb

ich sie habe und immer behalten werde. Ich bin ein Christenkind und bleibe bei euch."

Alljährlich, wenn die Händler von Tiflis ins Gebirge zogen, sandten Aichlinger und Änneli herzliche Grüße und Geschenke und empfingen solche wieder von Ibrahim und Suleimah. Nach zwei Jahren ließ diese Änneli sagen: sie habe sich nun endlich getröstet über ihr Scheiden, da Allah ihr ein eigenes Töchterchen geschenkt habe, das sie nach ihrem Liebling Aischa genannt.

Simon Aichlinger hat durch seine schweren Erfahrungen viel gewonnen. Er war und blieb ein entschiedener, lebendiger Christ. Als der Schulze des Dorfes mit Tode abging, wählte man ihn an seine Statt.

Die Tscherkessen kehrten nicht wieder. Nur einmal sprach ein Einzelner mit einem Kaufmann ein. Es war Ibrahim. Groß war die Freude des Wiedersehens auf beiden Seiten. Er blieb drei Tage als werter Gast. Dann schied er mit den Worten: „Allah hat alles wohl gemacht. Er sei gepriesen!"

In den Schwachen mächtig.

1. Böslich verlassen.

Am Palmsonntage werden in vielen Kirchen die Betkinder eingesegnet. Da haben die heiligen Engel viel zu thun, denn es steht ja nicht umsonst geschrieben: „Ihre Engel sehen das Angesicht meines Vaters im Himmel!“ Also muß es wohl die lieben Engel sehr nahe angehen, wenn solch ein Betkind im Kirchsteige seinen teuren Christenglauben bekennt und an den Altar Gottes herantritt und Treue gelobt, und dann niederknieet und eingesegnet wird, tief hinein wieder in den alten Tauf-Bund. Was haben denn die Engel dabei zu thun? — Nun, erstlich falten sie dem Kinde die Hände recht fest, und auch das Herz; dann breiten sie ihm ein Tüchlein vor die Augen, daß es nicht um sich sehe nach all den Leuten und zerstreut werde; dann machen sie ihm die Seele weich, daß manche Thräne auf die kalten Steine fällt; und endlich versiegeln sie's ihm inwendig, das feste Zeugnis: „Deine Sünden sind dir vergeben! Sein Friede komme über dich und bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“

Das ist schöner, seliger Engeldienst am Palmsonntage; es kommt nur darauf an, ob unsere Kinder Betkinder sind, und nicht bloß so heißen.

In der langen Reihe zu allerunterst hatte ein blasses Mägdlein gesessen, — ich glaube die Engel hatten ihr gutes

Werk an der vollbracht, — denn es lag ein klarer Schein auf der reinen Stirn und über dem gesenkten Köpfchen; und wenn sie die blauen, großen Augen so ernst aufschlug, dann leuchtete etwas darin, das nicht von dieser Welt war.

Jetzt war die Feier beendet. Der alte Pastor mit den weißen Haaren und dem schwarzen Käppchen hatte seinen lieben Kindern, die er so lange treu auf dem Herzen getragen, noch einmal die Hand gegeben zum letzten Lebewohl nach der schönen, letzten Zeit gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Betens. Dann nahmen die Eltern ihre Kinder in Empfang und gingen den Häusern und Hütten zu.

Das unterste Mägdlein ward nicht von einem Vater, wohl aber von seiner Mutter empfangen. Die ärmlich gekleidete Frau stand draußen an der Kirchthür, halb verborgen hinter einem großen Strebepfeiler. Als ihr Kind heraustrat, ergriff sie rasch seine Hand und zog es abwärts aus dem großen, dichten Menschenstrom auf einen Seitenweg, da gingen die beiden eilig davon.

Die Mutter sprach kein Wort. Aber in ihrem abgemagerten Gesicht zuckte es vor innerer Erregung, und in ihrem Herzen wogte es auf und ab. Darum konnte sie noch nicht sprechen. Das Mägdlein wußte auch wohl, woran sie war. Von Zeit zu Zeit fühlte sie ja, wie ihr Arm, den die Mutter unter ihr fadenscheiniges Tuch genommen, heftig an ein klopfendes Herz gepreßt ward.

Die Häuslichkeit der beiden entsprach ihrer äußeren Erscheinung. Sie wohnten hinter schiefen Wänden. Man hatte nämlich der Frau eine Wohnung angewiesen in einem Gemeindehause, wo zwei Frei-Wohnungen für Verarmte waren, eine nach vorne heraus an der Dorfstraße, die bes-

sere und geräumigere, und eine nach hinten gelegen. Durch die niedrige Hinterthür schlüpften Mutter und Tochter und traten durch die enge Küche, mit dem niedrigen Herd von Backsteinen, in ein kleines Stübchen, dessen größter Teil von dem Bett eingenommen ward.

Den Vorzug hatte indes diese nach hinten belegene Wohnung vor der vorderen, daß die schöne, helle Frühlingssonne hineinschien, und es daher warm und behaglich im Stübchen war. Goldlack und Reseda blühten auch lustig im Sonnenschein und erfüllten den engen Raum mit köstlichem Wohlgeruch. Wie gut doch, daß des lieben Herrgotts Blumen und Wohlgerüche gerade in der Armen Kämmerlein am allerschönsten gedeihen und duften! Die Frau sank jetzt auf einen Stuhl, als ob sie recht müde wäre, legte die gefalteten Hände auf den Schoß und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Gottlob, mien Anna wör so wid! Nu bist du doch ut de School un insegent, nu ward uns' Herrgott ok woll wider helpen!"

Das blasse Mädchen legte seinen Arm der Mutter um den Nacken und küßte ihr leise den ergrauten Scheitel, und mit großer Zärtlichkeit blickte sie feuchten Auges auf das müde, herabgesunkene Haupt.

Jetzt ermannte sich die Frau, stand auf und sagte: „Nu wöllt wi ok wat äten! Ik hev jo Riis kaakt, de steiht in t' Röhr, hei mutt noch warm sien!"

Anna sprach ein Tischgebet, und beide aßen dankbar das einfache Mahl.

Als sie fertig waren, fragte die Tochter, ob sie auch das schwarze Kleid ablegen solle, um der Mutter beim Wegräumen zu helfen. Anna hatte ja noch nie ein so schönes

Kleid gehabt; es war ein Geschenk der Frau Baronin, die auf dem Gute wohnte und alle Jahr einige arme Konfirmandinnen kleidete.

Die Mutter wollte aber, daß das Kind heute an seinem Ehrentage auch das Feierkleid tragen sollte, und erklärte, mit den wenigen häuslichen Geschäften leicht fertig werden zu können; sie käme gleich wieder hinein. Dann sollte Anna ihr vorlesen aus dem kleinen, schwarzen Büchlein, das sie vom Pastor bekommen „zur Erinnerung an den Tag der Konfirmation.“ Später wollten sie dann zusammen nach dem Kirchhofe gehen, die Gräber zu besuchen. — Am Konfirmationstage an Gräbern stehen, das ist wohl ernst und traurig, soll aber doch recht heilsam sein!

An welchem Grabe standen denn die beiden! — Da war ein großes, weißes Kreuz, unter diesem lagen die Eltern der armen Frau, Annas Großeltern; und dann waren da drei kleine, schwarze Kreuze, darunter lagen drei früh verstorbene Kindlein.

Die Palmsonntags-Sonne schien hell und warm, der Frühling regte sich mächtig, und die Vogelstimmen schallten laut und lustig in den Linden mit den roten, schwellenden Knospen. Oben am Himmel zog leichtes Gewölk, und unten auf den Gräbern blühten Primeln und Veilchen.

Aber die Frau merkte nichts von Frühlingshauch und Leben; sie stand gelehnt an das Grabkreuz ihrer Eltern und blickte niederwärts, und leise flossen die hellen Tropfen in das junge Kirchhofsgras.

„Mien Anna,“ sagte sie zu der Tochter, die still sinnend danebenstand, „mien Anna, wat sünd wi doch alleen!“ Das Mägdlein sah erstaunt und fragend zu der

Mutter auf; sie verstand die Klage nicht recht, denn sie hatte es nie anders gekannt, als mit ihrer Mutter allein zu sein, hatte auch gar kein Verlangen nach Gesellschaft gehabt.

Die Frau strich sich über die Stirn, als besinne sie sich auf etwas, dann sagte sie: „Kumm! wi wöllt na Hus' gahn, ik will di all dat trurige vertellen, du büst jo nu konfermeert, du mutst dat jo nu weeten!" —

Da saßen denn nun die beiden im engen Kämmerlein, die Mutter in ihrer Ofenecke und Anna auf dem Schemel zu ihren Füßen, mit großen Augen erwartungsvoll aufblickend zu der Redenden; und diese Augen wurden allmählich immer trüber, und eine Angst malte sich drin, wie vor großem Weh und bitterem Herzeleid.

Das Kind hörte die Geschichte von dem gebrochenen Mutterherzen und von der Schuld des eignen Vaters, da mochten ihm die Augen wohl voll Angst und Weh werden.

Nicht etwa, daß die Frau ihren Mann schwer verklagt hätte, — ach nein, sie hätte ihn nur zu gern entschuldigt; aber der Verlauf der Geschichte war nun einmal so, daß die schwere Schuld sich von selbst ergab.

Sie erzählte nämlich von dem Glück ihrer Jugend, wie sie aufgewachsen im begüterten Elternhause in Zucht und Vermahnung zum Herrn, wie unter allen Burschen und Knechten keiner so schmuck und tüchtig gewesen, als ihr Heinrich, wie glücklich sie mit ihm zehn Jahre zusammen gelebt, bis der böse Geist über ihn gekommen, der Geist des Unfriedens mit Gott und den Menschen, des Haderns und Murrens wider alle menschliche und göttliche Ordnung. Früher habe er am Sonnabend fröhlich den verdienten Wochenlohn nach Hause gebracht, und in gutem Frieden hätten sie's

weislich überschlagen, wie es am besten zu verwenden, seien auch allzeit gut und reichlich damit ausgekommen. Aber seitdem er in die Versammlungen gegangen, die in der Stadt gehalten wurden, sei es alles anders geworden. Da wäre der Lohn und Verdienst viel zu geringe gewesen, da hätte das Schimpfen und Schelten angefangen auf die Arbeitgeber und Brotherren, auf die Reichen und Vornehmen. Mit seinem Bauern, bei welchem er lange Zeit das ganze Jahr in Lohn und Brot gestanden, hätte er sich überworfen und suchte nun bald hie bald da möglichst hohen Tagelohn, der doch nie hoch genug war, und wovon er Frau und Kindern kaum die Hälfte nach Hause brachte, denn der sparsame, nüchterne Mann war ein Wirtshaus-Mensch geworden. Das schlimmste aber war: er gab auch seinem Herrgott den Abschied. Er duldete kein Gotteswort mehr im Hause, kein Händefalten der Kinder, kein Kirchgehen, keine Sonntagsstille! Und nun klagte die Frau sich selber an: sie hätte das alles wohl geduldiger und stiller ertragen müssen, hätte sich ernstlicher bemühen müssen, das Böse zu überwinden mit Gutem, hätte treuer anhalten müssen am Gebet. Aber ihr Glaube sei oft verzagt und ihr Herz gebrochen, sie hätte das Weinen ihrer Augen nicht zurückzuhalten vermocht, und die schwere Anklage hätte deutlich zu lesen gestanden in ihren Zügen. Das aber wäre dem Manne unerträglich geworden. Eine Kopfhängerin könne er nicht gebrauchen und eine Betschwester noch weniger! Damals starben die kleinen Kinder, eins nach dem andern, an einer schweren, ansteckenden Krankheit. An Leib und Seele zerschlagen hätte sie nichts verdienen können. Die guten Eltern lagen unter dem weißen Grabkreuz und konnten nicht mehr helfen. Bit-

tere Armut sei eingezogen, und abends, wenn der Mann nach Hause kam, hätte keine dampfende Schüssel auf dem Tisch gestanden und kein frischer Labetrunk, — nur trocknes Brot und Salzkartoffeln sei die spärliche Kost gewesen. Da sei dem Manne die Geduld gerissen, wie er gesagt, und eines Tages habe er dann erklärt: so könnte es nicht mehr fortgehen, er wolle den Jungen mitnehmen und ihr das Mädchen lassen, und fortan möge dann jeder seine eigne Straße ziehen. Alles Bitten sei vergeblich gewesen, und zuletzt sei ihr das Herz wie versteinert worden, sie habe starr und stumpf dagesessen einen ganzen endlos langen Tag — der Abend kam — sie horcht auf jeden Schritt — er kommt nicht heim! Das Band war zerrissen! sie war eine böslich Verlassene! Was aus ihr hätte werden sollen, wenn es nicht eine himmlische Barmherzigkeit gebe — das wisse sie nicht! Aber diese Barmherzigkeit hätte ihre Boten, die zwar nicht allemal in weißen Kleidern und mit Flügeln zur Thür hereinkämen, — zu ihr wäre einer gekommen mit einem schwarzen Schurzfell und einer Hornbrille und Lederkäppchen.

Da nickte Anna sacht, als ob sie diesen Boten wohl kenne, denn das war kein anderer als „Krischan-Ludewig,“ der Wand an Wand wohnte, nach vorne hinaus.

Und wie's denn oft geht, wenn man von einem redet, steckt er den Kopf in die Thür, — so geschah's auch hier. Weil's aber Sonntag war, und gar Palmsonntag, so hatte „Krischan-Ludewig“ kein Schurzfell vor, sondern ein sauberes, blau und weiß gestreiftes Futterhemde an und eine schwarze Weste von Samt-Manschester, und statt der ledernen Kappe eine schöne, braunrote Perücke. Übrigens war er ein Ausländischer, von jenseits der Elbe, aus dem Han-

noverschen, sie nannten ihn darum wohl auch „den hochdütschen Schoster."

„Wünsch' auch einen schönen, guten Abend! wo geht's denn? wollte unsern Betkind doch och noch e'mal die Hand uff'n Kopp legen un Gottes Segen dazu, obschonst ich zwar keen Pastor bin, mein's aber doch ehrlich, un mit vor sie gebetet hab ich och, heut morgen ins Gotteshaus. Na, was macht ihr zwee beede hier denn in die Schummerei? en bißen Klöhnsnack; oder wo is't?" —

Aber der Alte merkte bald, daß hier eine feierliche Stimmung herrsche, ward auch aufgeklärt von der Mutter, um was es sich handle. Da ward's ihm auch so eigentümlich schwül und ernst zu mute, daß er in Gedanken an das alltägliche Lederkäppchen die sonntägliche Perücke abnahm und mit seinem kahlen Schädel ganz ehrwürdig dasaß.

„Ja, ja," nahm er das Wort, „hat denn das arme Kind von all die schlimmen Geschichten noch gar niks gewußt? — ja, wissen muß sie's schon, zumal sie morgen in die Stadt kommt, — kann ja alle Tag dem eignen Vater und Bruder begegnen un weeß nich mal, daß sie einen hat von jener Sorte, daß sich Gott erbarm!"

Der frühere ländliche Arbeiter Heinrich Lange war nämlich, nachdem er sich von Frau und Tochter losgesagt hatte, städtischer Fabrikarbeiter geworden. Man war auch nicht ohne Nachricht von ihm geblieben in dem Stübchen der Verlassenen. Die alte Brotfrau, die zweimal wöchentlich vorsprach, welche nach Art solcher Frauen gern ein Weilchen ihre Körbe absetzte und für ein Schälchen dünnen Kaffee eine große, gewürzte Schale von Neuigkeiten ausgoß, hatte stets allerlei Nachricht mitzuteilen über Vater und Sohn,

wär's auch nur von dem verwilderten Bart und dem Cigarren-Verbrauch des andern.

„Was soll denn nu eegentlich von morjen an aus unserm Kinde hier werden, Nachbarn?" — fragte Krischan-Ludewig mit einem Seufzer und legte seine Hand dem Mädchen auf die Schulter, das mit gesenktem Köpfchen und ganz in Gedanken versunken auf seinem niedrigen Schemel dasaß.

Sie käme zu ihrer Tante, antwortete Frau Lange, die versprochen hätte, sich ihrer anzunehmen. Es sei die Witwe ihres verstorbenen Bruders, die es zwar nicht reichlich habe, da sie sich mit einem Trödelgeschäft ernähre, aber doch erklärt habe, sie könne das Mädchen wohl gebrauchen, und wenn sie sich erst an das Stadtleben gewöhnt habe, werde sich wohl sonst ein Unterkommen für sie finden. Die Trennung von dem Kinde, ihrem einzigen Trost, sei zwar nicht leicht, aber es müsse ja sein.

Der alte Schuhflicker machte ein Gesicht dazu, als wenn ihm so allerlei Fragen und Bedenken aufstiegen, die er aber nicht laut werden lassen wolle, und erwiderte nur:

„Nu, Frau Nachbarn, wollen's alles unsern Herrgott anbefehlen, „Weg' hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht!" und übers Jahr werden mir schon klüger sein! — Was ich aber noch sagen wollte, — und dabei grappelte er in seiner großen Westentasche, — ich habe dir och so'n kleenes Büchelchen mitgebracht, da kannst du so abends vorm Bettgehen noch drin lesen, s'is man das ganz gewöhnliche Neue Testament mit die Psalmen von David hinten drinne, s'is ja aber doch immerhin das Beste, wat man haben kann, un och dat Billigste, kostet man dree Jroschen. Da hab' ich dir hin un her so'n Bindfaden jelegt, mein gutes Kind, daß

du den Weg findest, — les' man erstmal nach die Bindfaden, von eenem Ende bis zum andern, nachher wirst'e denn schon den Weg alleene finden, un wenn du den Weg recht oft un immer aufs neue machst, denn find'st du zuletzt den Weg da nach oben hin, du weeßt woll, wie der Herr Paster es auch ja heut morjen gesagt hat vorn Altar: „wo wir sollen ewig sein!" — Un nu denn noch 'ne recht wohl schlafende Nacht un gute Reise, un Gottes Segen allweg!"

Anna hatte das kleine Büchelchen empfangen und dabei den alten Schuhflicker mit ihren großen Augen so dankbarlich angeblickt und seine Hand festgehalten, während er redete.

Jetzt da er fort war, saß sie wieder stille da und blickte auf das Büchlein, und das schmale, feine Gesicht war voll Ernst und Wehmut.

„Anna, mien Kind, wat denkst du?" fragte die Mutter.
„Ik denke an mien Fadder un an mien Broder!" sagte das Mädchen so still und doch so klagend.

Ja, das war bald gesagt. Aber hinter der klaren Kinderstirn wogten die Gedanken auf und ab. Sie hatte ja von all dem Jammer und Herzeleid bisher nichts gewußt. Unartige Mitschüler hatten ihr wohl böswillig nachgerufen: „Dien Fadder is weglopen," aber wenn sie's der Mutter geklagt hatte, und die nur abweisend und ernst den Kopf geschüttelt, da hatte sie nicht weiter nachgefragt und es bald wieder vergessen. Jetzt dachte sie daran, daß der alte Pastor es ihnen oft so ernst gesagt, sie würden's nun bald erfahren, daß das Menschenleben nicht so helle bleibe wie in der Kinderzeit, daß es oft recht dunkel werde; es war ihr, als blicke sie jetzt schon ins Dunkle. — Und doch wieder fühlte sie auch ein lebhaftes Verlangen, ihren Vater und Bruder

zu sehen und kennen zu lernen; es war ihr, als sei sie doch reicher geworden und könne noch viel reicher werden. Blickte sie dann aber auf zu dem blassen Gesicht, das sich ihr zuneigte, dann überfiel sie eine große Traurigkeit. Sie wußte dem allen einen Ausdruck zu geben, und mit einem tiefen Seufzer sagte sie nur: „Ach Mutter, wenn de beiden doch man erst wedder bi uns weer'n!"

Die Mutter schüttelte sacht den Kopf, und zwei Thränen, die herabflossen, waren die einzige Antwort.

Ihr war's ja, als wenn ein breites, wogendes Meer sich dehne zwischen ihr und jenen beiden, ein Meer, in welchem begraben lag all die unsägliche Trübsal jener Zeit der Trennung, all der schwere Kampf um das tägliche Brot, all das Weh und die Schande der Verlassenheit. Wie viele heiße Thränen hatte sie heimlich geweint, wenn ihr Kind sie gefragt, warum man ihr jenes Wort zur Schmach nachriefe! Ach, sie wußte ja, wie die beiden im Strudel dahintrieben! sie wußte, daß ihr Mann Reden hielt in den Arbeiter-Versammlungen und schon oft mit der Polizei in Berührung gekommen war; sie wußte auch, daß ihr Sohn, der siebzehnjährige, ein weltlustiger Bursche war, der am Sonntage auf dem Tanzboden verjubelte, was er in der Woche verdiente. Von dem allen hatte das Kind hier zu ihren Füßen keine Ahnung. Darum war's der Frau bei jenem Wunsch und Seufzen des Kindes, als stände sie am Ufer und blickte über ein weites, weites Meer, und jenseits im trüben Nebel, hinter schwarzen Wolken, waren jene beiden vor ihren Blicken verborgen, Vater und Sohn — aber an ein Hinüberfahren von dorther — ach! leider nicht zu denken.

„Mien Anna, les' doch wat ut dat lütt Book, wat

Nachbar di schenkt hett! les' mi recht wat Godes, kannst jo man upslahn, wo de Fadens liggen!"

Anna schlug auf bei dem ersten Faden; da fiel ihr Auge auf einen feinen, roten Strich, und neben dem Strich stand das Wort: Matth. 5, 4: „Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden." Dann schlug sie weiter; bei dem zweiten Faden stand, wieder mit einem roten Strich bezeichnet: Matth. 6, 33: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Auf derselben Seite aber fand sich noch ein roter Strich, nämlich bei dem Worte: Matth. 7, 7: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan!" Als sie das gelesen, machte sie das Buch langsam zu, und zur Mutter aufblickend, sagte sie: „Mutter, „nu weeten wi Bescheed!" und als die Mutter sie fragend ansah, sprach sie weiter: „Wi mott für de beiden bäden; harrst Du mi't man ehr seggt, dann harr ik't all lang dahn!"

„Wat söllt wi denn bäden, Kind?" fragte die Mutter. „Na, wi wöllt man erst mal en „Vater Unser" bäden, doo könnt wie uns all veel bi denken."

Und nun kniete sie hin und legte die gefalteten Hände in der Mutter Schoß und betete laut, und als sie zu der Bitte kam: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" da erzitterte die Stimme, — dann aber klang es so feierlich durch den stillen Raum. Und wer so helle Augen gehabt hätte, wie der Knabe Elisas, des Mannes Gottes, der hätte gewiß auch hier um diese beiden her allerlei himmlische Heerscharen und Engel Gottes gesehen.

Als das Mägdlein „Amen" gesagt hatte, stand es auf

und sagte: „Mutter, dat mött wi alle Abend dohn!“ und die blasse Frau nickte dazu und sah ganz getröstet aus. Dann begaben sie sich bald zur Ruh, denn morgen in aller Frühe sollte der Weg in die Stadt angetreten werden. Zum letzten Male schlief Anna unter mütterlichem Schutz und Segenswort ein. Sie schlief bald den sanften Schlaf der Jugend und Gesundheit. Die Mutter aber wachte noch lange, horchte auf die leisen, tiefen Atemzüge ihres Kindes und mußte immer wieder beten:

„Vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern!“ Entschlummernd, zwischen Wachen und Träumen, war es ihr, als flüstere ihr eine sanfte Stimme zu: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan!“

2. Eine neue Welt.

Das war ein schwerer Abschied am Montag nach Palmarum! Die Mutter wollte ihr Kind selbst in die Stadt bringen. Als die beiden aber, still nebeneinander hergehend, die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, waren die schwachen Kräfte der blassen Frau erschöpft. Sie ruhten sich aus auf einem Stein am Wege. Das Bündel mit Annas geringen Habseligkeiten lag zwischen ihnen.

„Anna, ik mutt umkehren, ik kahm sunst nich wedder ant Huus! sagte die Frau mit einem tiefen Seufzer. „Kannst du alleen henfinnen? Jk weer so gern mitgahn, awer ik kann nich! dat kommt jawoll, wil mien Hart so swar is!“ —

Das Mädchen hätte freilich auch sehr die mütterliche Begleitung gewünscht beim Eintritt in die neuen Verhältnisse, aber sie antwortete dennoch, sich selber ermutigend:

Die Mutter möge nur getrost umkehren, sie sei ja oft in der Stadt gewesen und werde sich leicht zurecht finden. Auch wollten sie beide gutes Mutes sein; die alte Brotfrau solle Nachricht bringen hin und her, sie denke auch bald an einem Sonntag-Nachmittag Erlaubnis zu bekommen, ihr Mütterchen zu besuchen. Dann sei ja auch der liebe Herrgott überall, und jeden Abend würden sie sich vor seiner Thür treffen.

Die Mutter erkannte wohl, wie das liebe Kind sich stark mache, um sie zu trösten, so nahm sie sich denn auch zusammen. Noch ein letzter, langer Händedruck, noch einmal legte sich der Mutter Arm um des Kindes Nacken, und das Kind barg noch einmal sein weinend Antlitz an der Mutter Brust, — dann gingen sie auseinander; — die Frau in ihr vereinsamtes Stübchen, — das Mägdlein in eine neue Welt! —

Am Markte, in der Ecke, wo das Turmgäßchen abbiegt, sollte die Tante wohnen. Das war leicht zu finden, denn als Aushängeschilder ihres Gewerbes baumelten da Kleider, Röcke, Hosen allerlei Art, in allen Farben des Regenbogens; darunter standen Fußbekleidungen in allen Gattungen; dicksohlige Arbeitsstiefel neben leichten Tanzschuhen, Holzpantoffel und Atlas-Stiefelchen. Alles aber trug den widerlichen Stempel des Verbrauchten und Abgetragenen.

In der weit offenen Hausthür stand die Eigentümerin all dieser verkommenen Herrlichkeiten, die Handelsfrau Rebekka Hirsche, die lebhaft umherspähenden Augen, wie Angelhaken, nach allen Seiten werfend, um aus dem Marktgewühl Käufer heranzuziehen. Von Gestalt war sie wohlgenährt und von Wangen rund und stark gerötet, und dem großen Munde mit den dichten Zahnreihen sah man's an, daß er wohlgeschickt zum Reden wie zum Beißen.

„Sieh da! is jawohl gar meines Seligen Schwesterkind; na komm man heran! Kind, bist du aber dünn und mager! da giebt's was herauszufüttern! und so kreideweiß und verschüchtert! fürcht'st dich doch wohl nicht vor mir? — ich werd' dir nichts Böses thun!" —

Mit dieser laut schallenden Rede ward Anna empfangen, als sie zögernd und blöde, ihr Bündelchen unterm Arm, sich dem Hause näherte.

Wohl kannte sie die Tante von früheren Besuchen her, aber so dick und rot und laut war sie ihr doch sonst nicht erschienen.

Auf dem Hausflur war's so voll gepackt mit Kisten und Kasten und Kleidungsstücken, daß man sich nur eben durchzwängen konnte. Daran stieß das Wohngemach, von wo aus man durch eine Glasthür immer überschauen konnte, was auf dem Flur passierte. Da hinein ward Anna geführt, mußte ihr Bündel ablegen und von einigen Speiseresten essen, welche die Tante ihr vorsetzte. Während des Essens machte die redselige Frau sie sofort mit ihrer künftigen Stellung und Pflicht bekannt. „Siehst' e," hieß es, „vormittags gehe ich auf den Handel, da brauch ich dich hier, im Hause aufzupassen; erstlich mußt du die Kunden bedienen, die sich einstellen; an jedem Stück steckt'n Zettel, worauf der Preis steht. Dann mußt du die Stube fegen und rein machen. Dann mußt du aufs Essen passen, das ich ans Feuer stelle, ehe ich fortgehe. Und vor allen Dingen mußt du drauf achten, daß nichts gestohlen wird, das Markt-Gesindel will sich leicht heranschleichen. Punkt Zwölfe stell ich mich wieder ein, dann bin ich hübsch hungrig, und wir essen zusammen. Du kriegst von allem, ebenso wie ich selber,

ich bin kein Unmensch, Essen und Trinken ist die Hauptsach'! is man nur brav satt, da läßt sich viel schaffen und zurechtbringen, und ficht einen nichts an. Nachmittags hab ich denn nu gar nichts für dich zu thun; darum gehst du mir Punkt 1 Uhr in die Fabrik, ich hab's schon alles abbesprochen, der Werkmeister ist mein guter Freund, der will dich ausnahmsweise den halben Tag anstellen. Da bleibst du bis 7 Uhr abends und verdienst dir en hübsches Stück Geld. Siehst'e! ich kann dir selbstverständlich nichts geben als die gute Kost, die ist bei diesen teuern Zeiten sehr viel wert. Verdienst du dir nu was extra, da kannst du deine armseligen Kledaschen aufbessern und auch noch was zurücklegen und deiner Mutter in Verwahrung geben. Was sagst du dazu? Hab ich nicht gut für dich gesorgt, Mädchen? — Nu sei auch man hübsch fidel und munter und laß mir den Kopf nicht hängen. Die Sache wird sich schon machen!"

Ja, was sollte Anna dazu sagen? — ihr schwindelte der Kopf! nur das eine stand drohend vor ihr wie ein Schreckgespenst: die Fabrik. Nicht daß sie irgend eine bestimmte Vorstellung gehabt, was dort ihrer warte, aber teils graute ihr vor den riesigen Gebäuden mit den himmelhohen, dampfenden Schornsteinen, teils hatte sie auch mancherlei gehört von schlechten Fabrikdirnen. Wiederum hatte es auch etwas Anziehendes für sie, wenn sie auf diese Weise sich Geld verdienen und ihrer Mutter das Leben leichter machen könne. Dann tröstete sie sich auch selber: bösartig scheine die Tante nicht zu sein! — So raffte sie sich denn zusammen, machte sich allerlei zu schaffen, und da sie anstellig war, regte sich Tante Rebekkas mitleidiges Herz. Sie schenkte dem Mädchen einen noch ziemlich wohl erhaltenen, blauen

Shawl, den sie umbinden solle beim Ausgehen, auch eine Kattunschürze und ein Paar Holzpantoffel von lakiertem Leder, die freilich etwas groß waren, denn das Kind hatte sehr kleine Füßchen; das thue aber nichts, meinte die gütige Geberin, besser zu groß als zu klein. Zu einem Kleide verstieg Tante Rebekka sich nicht, denn man müsse mit dem Schenken ja nicht zu groß anfangen.

Am nächsten Nachmittage ging's denn richtig in die Fabrik. Die Tante brachte sie selbst hin und übergab sie mit den wärmsten Empfehlungen dem Werkführer. Es war eine Webefabrik. In einem großen Raum, der durch einfallendes Licht erhellt war, standen in langen Reihen die Webstühle, die durch Dampf getrieben und von Mädchen bedient wurden. Der Werkführer brachte Anna zu einem Mädchen mit dichtem, hoch aufgetürmtem, schwarzem Haar und wilden, dunklen Augen, sie ward „die schwarze Guste" genannt; die sollte sie in dem Nötigen unterweisen und ihr die sehr einfachen Handgriffe zeigen.

Die schwarze Guste sah mitleidig lächelnd auf das schüchterne, blasse Mägdlein herab, das vor ihr stand; sie selbst war eine große, üppige Gestalt, wohl zwanzig Jahre alt.

„Du bist mir auch 'ne rechte Landratte! bist wohl erst 12 Jahr alt, du armes Ding, und weißt noch vom helllichten Tage nichts! Du dauerst mich! bist noch viel zu jung und zu schwach, daß sie dir auch schon das bissel Blut aussaugen; scheinst nicht viel davon zu haben, wenn man dein blasses Gesichtchen ansieht. Komm' denn nur heran und merk auf, wie ich's mach'! Hexerei is nich dabei! 's geht hier alles mit die Geschwindigkeit, und Geschwindigkeit is keene Hexerei!"

Dabei lachte sie laut ihren Nachbarinnen an den nächsten Webstühlen zu.

Die schwarze Guste war von Herzen gutmütig, aber leichtsinnig und genußsüchtig. Was sie verdiente, ward verpraßt und vergeudet in Putz und Kleiderpracht und Sonntags auf den Tanzgelagen.

Dabei war sie eine sehr flinke und geschickte Arbeiterin, konnte drei Webstühle zugleich bedienen, und da der Wochenlohn sich nach Stückzahl berechnete, brachte sie ihren Verdienst hoch; trotzdem steckte sie in Schulden.

Man kann sich denken, wie unserm Kinde in solcher Umgebung zumute ward! Sie mußte mit Gewalt die Thränen zurückdrängen.

Trotzdem bezwang sie sich und erwies sich so gelehrig, daß die Lehrmeisterin sie lobte und freundlich mit ihr that.

Beim Nachhausegehen warf sie sich sogar zu Annas Beschützerin auf, als in dem Mädchenschwarm allerlei Spottreden über sie herfielen, nahm ihren dünnen Arm unter ihr rotes Tuch und eilte mit ihr den andern voraus.

„Kümmere dich nicht darum," sagte sie tröstend, „das ist immer so, wenn man neu ist, das giebt sich. Ja, was ich sagen wollte, im übrigen, weißt du, sechs Tage sind wir die reinen Sklaven, aber von 7 Uhr an sind wir frei und Sonntags auch, da kann man denn auch lustig sein und das bißchen Leben genießen. Das Geld ist leider nur immer allzu früh auf! Montags bin ich immer blank! Da kann ich alle Taschen umkehren, kein Pfennig fällt heraus. Das macht aber auch, daß ich en Bräutigam hab'! oder doch en Schatz! das kost't allemal mehr, so'n Kerlchen will warm gehalten werden, da heißt's immer: Guste, kannst mir nich 'n Dahler

borgen?! ja wohl borgen! schön borgen! wiedergeben is nich! Na, ich thu's auch gern für ihn! 's is en herziger Junge! er heißt: Karl Lange! arbeitet auch dort, in der Färberei. Ich bin eigentlich zu alt für ihn, denn er ist noch nicht achtzehn, und ich bin schon im nächsten Monat zwanzig! aber ich mag am liebsten recht was Junges. Wundert mich doch, daß er nicht kommt, sonst bringt er mich immer nach Haus."

Sie blieb stehen und blickte rückwärts in die Straße, die voll Volks war. Da hörte man einen hellen Pfiff, und in der Ferne tauchte ein blonder Krauskopf auf, der mit lachenden, blauen Augen um sich spähete. Jetzt hatte er gefunden, was er suchte, schwenkte sein Mützchen und war bald an Gustens Seite, nahm ihren Arm ohne weiteres unter den seinen und lachte dem Mädchen zärtlich zu. Er war groß und sehr schlank gewachsen, ein schöner Bursche.

„Na, Gustchen, was hast dir denn da aufgethan?" fragte er, auf die kleine Begleiterin links herabsehend.

„Das is 'ne Neue, Karl, die soll ich zulernen, und die andern haben sie geneckt, da hab' ich sie 'n bißchen unter meine Flügel genommen."

„Laß sie nu man loofen, Guste, un nimm mich alleine unter deine Flügel, ich hab'n bißchen mit dir zu reden!" flüsterte der Bursche dem Mädchen zu.

Aber Anna hörte es, und mit einem schüchternen „Guten Abend" und Danksagung huschte sie rasch davon über den nahen Marktplatz. Das Herz wollte ihr zerspringen. „Karl Lange," wer konnte das anders sein als ihr Bruder? — Eine innere Stimme sagte ihr, daß er's sei! Sie las es aus seinen Augen, von seinen roten Lippen, — es war ihr,

als tauchten Erinnerungen in ihr auf aus längst vergangenen Tagen, daß ein Knabe mit solchen Augen sie im Schlitten gefahren, und daß sie mit ganz kleinen Kinderhänden in solchem blonden Lockenhaar gewühlt habe. Ihr Herz schlug ihm schwesterlich entgegen. Aber sie mußte es sich gestehen, wie sah er doch so übermütig, so leichtfertig aus! — sie fürchtete sich vor ihm, — sie hätte es niemals über sich gewinnen mögen, ihm zu sagen, daß sie seine Schwester sei. Und dieses Mädchen seine Braut! wie konnte er daran denken, jetzt schon eine Braut zu haben! Ihr schwindelte, wie vor einem Abgrund. O wenn die Mutter das wüßte! wenn sie ihren Sohn sehen könnte, wie er den blauen Dampf seiner Cigarre in die Luft wirbeln ließ, die schwarze Guste am Arm!

Anna war sehr still, als sie zur Tante kam, und antwortete auf deren Fragen und Zureden nur kurz: sie hoffe, daß sie sich wohl gewöhnen und das Nötige lernen werde.

Die Tante schüttelte den Kopf und dachte bei sich: Das arme Ding hat Heimweh! kein Wunder! wird sich schon geben! — Dann schickte sie Anna früh zu Bett in ihr Kämmerchen.

Da atmete das Mädchen tief auf. Durch ein Dachfenster fiel noch der letzte Strahl des scheidenden Frühlingstages, und in dem schwindenden Licht las sie in dem Büchlein, aufschlagend beim nächsten Faden, den rot bezeichneten Spruch: „Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest!" Das war ein kostbares, heilsames Wort! Gerade über dem Dachfensterlein in Annas Bodenkammer glänzte jetzt ein Stern auf, helle funkelnd. Sie schaute lange auf zu dem Stern. Und als sie

gebetet hatte: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ da war's ihr, als funkle der Stern ihr Trost zu und in ihrer Seele hieß es: „Fürchte dich nicht, du sollst deinen Fuß nicht an einen Stein stoßen!“

Am nächsten Tage schon brachte die schwarze Guste es durch ihre Fragen heraus, daß ihr neuer Schützling die Schwester ihres Karl sei, und geriet darüber in eine ausgelassene Stimmung. Das ging so zu: „Anna Lange, heißt du? — Lange? — so heißt mein Karl ja auch, am Ende seid ihr verwandt?! Lange ist freilich kein ungewöhnlicher Name. Aber, Kind, du wirst ja dunkelrot! ich glaube gar, du weinst! was ist's denn? — da steckt was dahinter! das mußt du mir anvertrauen, — das geht mich auch an. Du kommst heut abend ein Viertelstündchen mit mir auf meine Stube. Man still, daß die andern nichts merken!“ —

Abends nach Schluß der Arbeit eilte Guste mit Anna allen andern voraus nach ihrer Wohnung. Sie hauste vier Treppen hoch in einem engen Hofe, das nannte sie ihren „Pavillon“ oder auch „Belle Vue“, weil man über ein Meer von Dächern und Schornsteinen wegblickte. Das enge Stübchen machte einen recht unordentlichen Eindruck; man sah's ihm an, daß die Bewohnerin sich nicht lange drin aufhielt. Ein gelber, zerrissener Fetzen hing am Fenster als Gardine, das Bett war ungemacht, der Fußboden voll Schmutzspuren. An der Wand befand sich als einzige Zierde eine Photographie von Karl am roten Bande.

Anna blickte scheu um sich und wäre gern wieder fortgelaufen, aber Guste kommandierte: „Nun setz' dich her und erzähle!“ damit wies sie auf den einzigen, staubigen Stuhl, der vorhanden war. Sie selbst setzte sich auf den Rand des

Bettes und stützte den Kopf auf beide Hände; ihre glühenden Augen hafteten forschend auf dem Gesicht des zarten Mädchens, das verlegen und sprachlos ihr gegenüber saß.

„Nu, sprich doch, Kind, und sei nicht närrisch!“ rief sie ungeduldig, — „ist Karl dein Bruder, oder nicht?“ —

Ein leises: „Ja, ich glaube!“ war die Antwort.

„Aber wie hängt das alles zusammen? warum bist du denn nicht auch hier bei eurem Vater? wo kommst du denn her? und wo ist denn eure Mutter?“ —

So preßte Guste allmählich in ihrer stürmischen Art der Anna die traurige Geschichte ab. Anna mußte dabei wieder herzlich weinen. —

„Na, was willst'e denn darüber viel weinen, so was kommt schon vor im Leben! Du kannst doch wahrhaftig nicht dafür, was willst du dich denn grämen? Deinen Vater wirst du auch schon kennen lernen. Ich sage dir, auf den kannst du dir was einbilden! Der kämpft für unsere Menschenrechte! sagt mein Karl, — sieht auch aus wie'n Löwe, mit dem famosen Bart und den funkelnden Augen. Unser einen sieht er zwar nicht an. Hast du nicht die großen, roten Anschlagezettel gesehen an den Straßenecken! Da steht sein Name auch mit drauf, wenn er redet in der Versammlung. Ei, der steht sich gut, der ist Werkmeister in der großen Eisenguß-Fabrik draußen vorm Thor? — Also da werden wir hoffentlich noch mal verwandt! ist das lustig! das hätt' ich nicht gedacht, als du da gestern vor mir hocktest, wie so'n Häufchen Unglück!“ —

Da hörte man rasche Schritte draußen auf der Treppe, die Thür ward aufgerissen, Karl trat ein und rief: „Wo bist du denn geblieben, Guste? warst ja wie weggestoben!“

Das übermütige Mädchen machte dem jungen Mann eine tiefe, feierliche Verbeugung, und auf Anna zugehend, die sich in einen Winkel zurückgezogen und mit niedergeschlagenen Augen dastand, sagte sie: „Wo ich gewesen bin? — auf Entdeckungsreisen, mein schöner Herr!“ und Annas Hand ergreifend und sie hervorziehend, fuhr sie fort: „Ich hab' die Ehre, dem Herrn Lange sein Fräulein Schwester vorzustellen; sie nennt sich Anna Lange und brennt vor Verlangen, die Bekanntschaft ihres Herrn Bruders zu machen!“

Guste war nämlich eine eifrige Besucherin des Theaters, wo sie in den höchsten Regionen, weit über die Brüstung gelehnt, ihren Platz einnahm, — las auch fleißig Romane und that sich viel auf ihre Bildung zu gute.

„Was soll das heißen?“ fragte der junge Mensch — „meine Schwester?“ — er trat näher, — er bückte sich herab, um Anna ins erglühende Gesicht zu sehen. Jetzt hob sie ihre thränenschweren Augen so bittend, hilfesuchend empor, daß es dem lustigen Karl ganz eigen ums Herz ward.

„Meine Schwester?“ fragte er wieder. „Richtig! ich hatte mal eine Schwester! als wir noch draußen auf dem Dorfe in der elenden Spelunke wohnten — sag' doch mal selber, Kleine, bist du's denn wirklich?“ —

Anna nickte leise und bewegte die feinen Lippen wie zu einem „Ja“ — aber man hörte nichts! Karl zog jetzt den Stuhl heran, setzte sich darauf, ergriff Annas Hand und zog sie dicht an sich heran, daß sie zwischen seinen Knieen stand. Das Tageslicht fiel hell auf des Mädchens Gesicht.

Draußen schossen die Schwalben zwitschernd um die Schornsteine im Abendschein. —

Und jetzt berichtete Guste mit geschwätzigen Lippen, wie

sie das alles herausgebracht, und wie er's nur ihr zu verdanken habe, daß er sein Schwesterlein wiedergefunden. Dabei legte sie ihm den vollen Arm um den Nacken, streichelte ihm das blonde Haar aus der Stirn und sagte schmeichelnd: „Und wenn wir nächstes Jahr heiraten, Schatz, dann kommt das arme Ding zu uns; die ist gar zu verschüchtert und verkümmert, die müssen wir in die schöne Welt einführen, daß sie ihres Lebens froh wird!“ —

„Nu,“ meinte Karl, „mit dem Heiraten, das geht so rasch noch nicht! aber was das andere betrifft, das kann auch ohnedies geschehen; am Ostersonntag machen wir 'ne Landpartie nach Freudenthal, der Arbeiter-Bund Concordia; ich nehm' euch beide mit. Möcht'st wohl mit, Annchen?“—

„Ich bin erst letzten Sonntag konfirmiert!“ lautete die Antwort.

„Nu, was thut denn das?! desto besser, da bist du zünftig und kannst allenthalben mitgehen!“ rief Karl.

Und Guste fügte hinzu: „Natürlich kommst du mit! Man muß ihr das über den Kopf nehmen. Wir werden jetzt für dich sorgen, Kind, dein Bruder und ich. Da kannst du zufrieden sein! Wir lassen uns nichts abgehen! Du wirst dich wundern. So was Famoses hast du noch nicht erlebt!“

„Ich werde aber doch nicht mitgehen. Wenn die Tante mir's erlaubt, werd' ich meine Mutter besuchen. Sie ist jetzt ganz allein! Das ist auch deine Mutter!“

Als Anna dies sagte, war ihre Stimme klar und fest geworden, und sie blickte den jungen Menschen so eigen an, als wenn ein schwerer Vorwurf in ihrem Blick läge.

Karl, der sie mit seinen lachenden, vor Lebenslust sprühenden Augen angeschaut, mußte ihrem Blick ausweichen,

und das volle Lockenhaar aus der Stirn zurückwerfend, sagte er, als ob er sich besänne: „Eine Mutter! — meine Mutter!? — ganz recht, ich habe ja auch einmal eine Mutter gekannt — hab's freilich beinah' vergessen! Ja, ja, eine Mutter!" und er lehnte den Kopf ans Fenster, als betrachte er eifrig den Schwalbenflug draußen.

Guste aber, der die Sache eine zu ernste Wendung nahm, schlug wieder einen andern Ton an.

„Na, Kinderchen, bis Sonntag findet sich das schon. Die Hauptsache ist, daß wir uns amüsieren! Sorgt nur für schöne Musik! Junge, was wollen wir tanzen! — Damit umfaßte sie ihn und zog ihn mit sich in der Stube umher!

Anna drängte sich noch tiefer in die Ecke und sah ganz ängstlich aus. Aus dem Tanze ward nicht viel, Karl folgte nur widerstrebend.

„Willst du sie denn aber nicht mit zu deinem Vater nehmen? — 's ist doch immerhin sein Kind!" fragte Guste.

Karl fuhr sich über die Stirn und erwiderte zögernd: „Ja, siehst'e, mit dem Alten, das ist so'ne Sache! der hat seine Mucken! das will überlegt sein. Ich sage dir, der kann eklig werden; — is mir so schon nicht ganz grün, von wegen der Lie'bschaft mit dir; un von früheren Zeiten mag er erst recht nichts hören."

Als Anna dies hörte, schoß ihr das Blut ins Gesicht, und es schien, als ob sie mit sich kämpfe — dann wandte sie sich rasch der Thür zu und flog die vier Treppen hinunter, als würde sie verfolgt.

Die beiden Zurückbleibenden sahen sich an und schüttelten die Köpfe, als ob ihnen ein Rätsel aufgegeben wäre, das sie nicht lösen könnten.

In der darauffolgenden Nacht hat Karl Lange von seiner Mutter geträumt; er war wieder ein kleiner Junge, und seine Mutter fragte ihn: „Wo bist du doch so lange gewesen!“ — nahm ihn in ihren Arm und küßte ihn. —

Seitdem hat er seinem Schwesterchen wohl immer freundlich zugenickt, wenn er ihr begegnete, aber weiter ist's nicht gekommen. Ja, es war ihm jedesmal, wenn der Blick aus ihren stillen Augen ihn traf, als rege sich etwas in ihm, was er früher nicht gekannt, als höre er's wieder: „Das ist auch deine Mutter!“

Auch die schwarze Guste kümmerte sich bald nicht mehr um das „schnak'sche Ding,“ wie sie Anna zu nennen beliebte; sie habe es gut mit ihr im Sinne gehabt, aber wer sich nicht raten lasse, dem sei nicht zu helfen.

Am ersten Sonntag, also am ersten Ostertage, ist Anna noch nicht wieder nach Hause gekommen, denn Tante Rebekka meinte, sie sei ja noch nicht einmal warm geworden in der Stadt. Aber statt dessen ist sie im Gotteshause gewesen und hat etwas von der Osterfreude und dem Osterfrieden des auferstandenen Christus geschmeckt. Und die mächtigen Orgeltöne und schönen Gesänge in der großen Stadtkirche haben ihr kleines Herz durchrauscht, daß es ihr war, als wäre sie im Himmel, und mußte immer denken: „Ach, wo schön! wenn blot mien leev Mutterken bi mi weer!“ —

Am ersten Sonntage nach Ostern in aller Frühe, daß sie noch vor Beginn des Gottesdienstes dasein konnte, wanderte sie dann aufs heimatliche Dorf hinaus und feierte einen köstlichen Sonntag mit der Mutter im Gotteshause und im Stübchen daheim. Da gab's viel zu erzählen. Auch die Begegnung mit dem Bruder verschwieg sie nicht, und die

Mutter lauschte mit klopfendem Herzen; aber der Bericht klang wie das Zwitschern eines Vogels, der das Singen verlernt hat, und vieles mußte die Mutter sich hinzudenken.

Dann schwiegen beide eine Weile und saßen da mit gefalteten Händen, bis zuletzt die Mutter sachte fragte: „Hast denn ok dien Fader sehn, Anna?“ — Das Mägdlein schüttelte traurig den Kopf, und wieder schwiegen beide.

Dann holte Anna ihr Neues Testament aus der Tasche, sah die Mutter fragend an, und als diese ihr freudig zunickte, schlug sie auf gut Glück bei einem der eingelegten Fäden auf und fand den Psalmspruch: „Wer auf den Herrn hofft, den wird die Güte umfangen!“ Das that beiden wohl und hat ihnen den Abschied erleichtert. Die Mutter aber hat eine schöne, eben aufblühende Rose, die im Fenster stand, abgeschnitten und sie Anna mitgegeben für ihren Bruder; die solle sie ihm geben und sagen: seine Mutter lasse ihn grüßen! Das hat sie auch am nächsten Tage richtig bestellt, und als sie dem Burschen die Rose gegeben, da ist er rot geworden und hat halb verlegen gesagt: er lasse schön danken! Es war ihm ein Griff ans Herz, denn er hatte die Nacht durchgeschwärmt mit der schwarzen Guste.

Tante Rebekka war mit ihrer neuen Hausgenossin wohl beraten und sorgte daher auch in mancher Weise mütterlich für sie. Der verdiente Wochenlohn aus der Fabrik ward weislich angelegt, teils für notwendige Kleidungsstücke, teils in die Sparkasse getragen. Anna hätte freilich alles am liebsten der Mutter gebracht, aber Tante Rebekka litt es nicht. Jetzt sei es Sommer, da litten weder Vögel noch Menschen Not, es komme auch wieder die böse Winterszeit, und wer's spart, der hat's, meinte sie.

Nur in einem Punkte gab's Zwiespalt. Das war das Kirchgehen. Als Anna am Sonntag-Morgen sich rüstete, wie sie's gewohnt war und es ihr selbstverständlich geworden, — auch ohne weiteres annahm, daß die Tante mitgehen werde, da gab's ein großes Erstaunen. Tante Rebekka hörte zwar an jedem Sonntage die Glocken aus nächster Nähe läuten, auch hatten sie einen so tiefen, vollen, mächtigen Ton, daß es gar nicht zu überhören war, — aber es fiel ihr gar nicht ein, daß dies Geläute sie etwas anginge. Sie sah auch Kirchengänger mit Gesangbüchern über den Markt schreiten und musterte die Kleider und Gebärden derselben, — aber nicht im entferntesten kam es ihr in den Sinn, daß sie auch eine Kirchgängerin sein könnte, sein müßte. Sie hatte gerade am Sonntag-Vormittag ihre wöchentliche Einnahme und Ausgabe zu überzählen, und wenn sie damit fertig war, dann mußte sie sich die Mahlzeit bereiten, denn daran wollte sie's merken, daß es Sonntag sei.

Nun kam solch ein kleines Persönchen vom Lande, das ohne weiteres den Anspruch erhob, in die Kirche zu gehen, also, wie Tante Rebekka räsonnierte, anderthalb Stunden nutzlos zu verbringen; und bei aller Bescheidenheit lag doch etwas in ihrem Bitten, daß man's nicht abschlagen konnte. Ja, als dies Persönchen, nachdem alle Festtage hingegangen, ohne daß die Tante einen Gottesdienst besucht, sich herausnahm, in aller Unschuld zu fragen: ob denn die Tante eigentlich nie in die Kirche gehe? ob sie vielleicht einen andern Glauben habe? — da hatte es sie wahrhaftig ordentlich geniert, und sie hatte sich eifrig mit ihrem Strickstrumpf zu thun gemacht und eine unverständliche Antwort gemurmelt.

Daneben war's ihr auch ganz eigen gewesen, die Erlebnisse des Kindes sich erzählen zu lassen, die ihrer Seele im Gotteshause nahe getreten, von Orgelton und Gesang, von einzelnen Sprüchlein und Verslein, die haften geblieben waren. Tante Rebekka fühlte eine Berührung des Heiligen und hatte zunächst Respekt davor, denn sie sah auf des Mägdleins Antlitz den Widerschein einer höheren Welt; und von ihrem Wandel mußte sie bekennen: „treu wie Gold."

So verlief die Sommerzeit. Die Tage waren schon kürzer. Da trat eines Morgens, als Anna allein zu Hause war und den Verkauf zu besorgen hatte, ein Mann in den Flur. Es war ein starker, breitschultriger Mann mit einem dichten, grauen Vollbart und eben solchem Haupthaar. In seinen Augen brannte ein unruhiges Feuer.

Als Anna den Mann sah, durchlief ein Beben ihre zarte Gestalt, und eine helle Röte stieg ihr in die feinen Züge. Es war ihr Vater — sie kannte ihn wohl. Guste hatte ihn ihr gezeigt auf der Straße. Seitdem war ihre abendliche Fürbitte noch wärmer geworden, sie sah jetzt im Geiste ihren Vater vor sich, so oft sie betete.

Jetzt stand er leiblich vor ihr, sie war ganz allein mit ihm, und im ersten Augenblick dachte sie: wäre doch die Tante hier! Dann aber durchleuchtete es sie freudig: „Es ist noch einer bei uns! gelobt sei Sein heiliger Name!"

Der Mann beachtete sie kaum, seine Augen liefen suchend über all den aufgehäuften Trödelkram.

„Ich wollte mir eine Kaffeemaschine kaufen, Kleine, so eine mit 'ner Spritflamme!" sagte er jetzt, ohne das Mädchen anzusehen. Es war eine solche vorhanden, ganz oben auf dem höchsten Bort; hinten in einer Ecke stand sie, es

war kaum heranzureichen. Anna wollte eine kleine Hand-leiter holen, um hinaufzusteigen. „Laß nur,“ sagte der Mann, „ich hebe dich in die Höhe, da wirst du sie schon fassen können.“ Und damit hob er sie rasch auf seinen Arm und hielt sie empor. Das Mädchen erfaßte auch das gewünschte Ding, zitterte aber so heftig dabei, daß es beinah' ihren Händen entglitten wäre. Der Mann ward aufmerksam, und sie hinunterlassend, blickte er sie scharf an.

„Was ist das? — fehlt dir was? — fragte er — hab' ich dir weh gethan?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf.

Er betrachtete lange, wie in Sinnen verloren, das liebliche Gesicht mit den gesenkten Wimpern, aus welchen sich leise eine Thräne stahl. Dann strich er sich mehrmals über den Bart und legte eine Weile die Hand vor die Augen, als müsse er sich sammeln.

„Wie heißt du, Mädchen?“ fragte er.

„Ich bin Anna Lange aus Miemersdorf,“ lautete die Antwort, und dabei traf ihn ein Blick aus den langsam aufgeschlagenen, klaren Augen.

„Anna Lange aus Miemersdorf,“ wiederholte der ernste Mann mit einem beinahe klagenden Ausdruck, that einen tiefen Seufzer — sagte kein Wort weiter — vergaß auch, weshalb er gekommen, und ging langsam, schweren Schrittes davon — es war, als hinge ihm etwas an den Sohlen! —

„Heut abend wird dein Vater 'ne Rede halten in der Volks-Halle — ist große Arbeiter-Versammlung!“ sagte die schwarze Guste zu Anna. Diese nickte, sie hatte es schon gelesen auf den Anschlag-Zetteln. —

„Ich werd' auch hingehen,“ fuhr Guste fort, „so'n halb Stündchen ist's ganz spaßig mit anzusehn.“—

„Du?“ fragte Anna ganz überrascht — „gehen Mädchen denn auch dahin?“

„Na, siehst du, eigentlich nich! aber's läßt sich doch machen. Der Karl schmuggelt mich da oben hinauf, wo die Musikanten sitzen, da sieht einen kein Mensch, und man kann alles überschauen und mit anhören. — Am spaßigsten ist's, wenn's Keile gibt, — das ist allermeist das Ende. Du müßtest eigentlich mal mit, Punkt halb acht Uhr mußt du da sein, daß wir hinaufkommen, ehe es sich sammelt. Mußt doch deinen Alten mal reden hören, der brüllt wie'n Löwe!“

Annas Gefühle bei dieser Aufforderung waren gemischter Art. Sie scheute sich vor all den Menschen, aber noch vielmehr wünschte sie zu hören, was ihr Vater da wohl zu reden hätte. Sie hatte bisher nur von der Kanzel reden hören, was konnte denn doch ein Werkmeister aus einer Fabrik zu reden haben! Das letztere Gefühl gewann die Oberhand, sie bat die Tante, ob sie mitgehen dürfe, die nach ihrer leichtherzigen Weise nichts dagegen einzuwenden hatte. So schlüpfte denn das Mädchen, den Kopf mit einem Tuche dicht verhüllt, in den feuchten November-Abend hinaus, traf auch glücklich mit Karl und Guste zusammen und huschte, halb versteckt von der größeren Gefährtin, auf die Orchester-Bühne hinauf, wo der große Saal sich unter ihnen ausbreitete.

Die Mädchen hockten sich hin und lugten durch die Öffnungen der Brüstung. Annas Herz klopfte laut, als immer mehr Männer sich unten zusammenfanden, und zuletzt ein großes, wogendes Meer von bedeckten und unbedeckten Köpfen sich vor ihren Blicken ausbreitete.

Ein heller Glockenton brachte Ruhe in das dumpfe Gemurmel, das wie Rauschen der See klang.

Am oberen, gegenüberliegenden Ende des Saales trat ein Mann auf eine Erhöhung und sprach Worte, die oben nicht zu verstehen waren. Darauf folgte ein anderer mit einer Brille, von dessen Reden auch nur abgerissene, unzusammenhängende Worte hinaufdrangen. Als er geendet, erhob sich ein lautes Stimmengewirr, unten drängte und wogte die Masse hin und her. Dabei ward getrunken und geraucht, daß es bald wie eine Dunstwolke über den Köpfen lag, und man den jetzt auftretenden Redner wie durch einen Nebelschleier kaum erkennen konnte.

Doch erkannten Annas Augen ihn trotz des Nebels, und es bedurfte nicht Gustens Anstoßen und Zuflüstern: „Paß auf, nu giebt's was, nu wird der Löwe brüllen!“

„Ihr Männer und Brüder!“ schallte es jetzt wie mit einer ehernen Stimme. Die Stimme traf das Herz des gespannt aufhorchenden Mädchens wie betäubend, so daß ihr das Nächstfolgende verloren ging. Allmählich aber sammelte sie sich. Der Inhalt der Rede war etwa dieser:

Er habe lange nicht gesprochen in der Versammlung, er habe aber viel nachgedacht über das, was ihnen allen am Herzen liege, über das Wohl, über die Befreiung der Arbeiter, seiner Brüder. Er werde heute nicht zu ihnen sprechen wie sonst wohl, bäte aber, daß sie ihn bis zu Ende anhören möchten. Er fing darauf an, folgende Geschichte zu erzählen:

„Im Walde stand eine hohe, alte Eiche. Durch ihre stolzen Wipfel rauschten die Jahrhunderte. In ihren knorrigen Stamm hatte die Zeit tiefe Runen geschnitten. Hoch oben in der Äste dichtem Schatten horstete ein Adler, und mit mächtigem Flügelschlag schwebte er hinaus, zu suchen seinen Raub für sich und die junge Adlerbrut.

Tief unten an des Baumes weit verschlungenen Wurzeln hatte eine Sau mit ihren Jungen den Wohnsitz aufgeschlagen, sich nährend von der reichlich fallenden Eichelmast.

In der Mitte aber, in einer Höhlung des Stammes, hauste eine Katze, mit leiser Kralle hinauf und herabsteigend. Die hielt geselligen Umgang nach oben und nach unten. Droben im Wipfel hielt sie langen Zwiesprach mit dem vornehmen Nachbar und redete ihm ein, die Sau da unten sei ein gefährlich Tier, sie habe nichts anderes im Sinn, als den Baum zu unterwühlen; seine Wurzeln lösend, harre sie nur auf den nächsten Sturm, daß er mit großem Krachen zu Fall gebracht werde. — Desgleichen aber verschmähte sie's auch nicht, nach unten hin traulichen Verkehr zu pflegen, und herablassend flüsterte sie's der gemeinen Nachbarin zu: von da oben her drohe schwere Gefahr, der böse Raubritter und mächtige Gewalthaber erspähe sich die Gelegenheit, um mit scharfem Schnabel auf ihre Kinder zu stoßen. — Und so geschah's, daß der Adler von oben mißtrauisch nach unten blickte, und die Sau unten ihren scharfen Zahn wetzte, den drohenden Räuber abzuwehren. Die Katze aber hatte ihren Zweck erreicht, Unfrieden und Hader zu säen, und ging unbehindert aus und ein auf ihren Schleichwegen.

Ihr wißt es, meine Freunde, fuhr der Redner fort, ich habe schon lange eure Lasten und Leiden auf treuem Herzen getragen! ich habe gelesen, gedacht, geprüft! ich habe jetzt auch gewählt! — Die Eichelmast, die man uns bisher gegönnt hat, ist mir auch nicht genug! Wir haben große, berechtigte Forderungen? Man soll unsere Kräfte nicht ausnutzen, und wenn sie ausgenutzt sind, uns nicht wegwerfen, wie ausgepreßte Hefe! Man soll uns nicht überlasten! wir

wollen auch unsern Ruhetag, unsern Feiertag haben! Man soll unsere Kinder nicht mißbrauchen, wir wollen, daß man ihrer Gesundheit schone und sie bewahre vor Schaden an Leib und Seel! Man soll uns in Krankheit nicht untergehen lassen, als wäre man uns nichts schuldig, wenn wir nicht arbeiten können! Man soll unsrer Witwen und Waisen sich erbarmen, wenn der Tod uns hinrafft. Wir fordern mit einem Worte Bruderrechte! und man rede uns nicht von Religion und Christentum, solange man von oben her kein Herz und keine Bruderliebe für uns hat. Das ist nicht nach der Weise dessen, der uns vom barmherzigen Samariter erzählt hat und ein neues Gebot hinterlassen, daß wir uns untereinander lieben sollen, wie er uns geliebt hat.

Mit allen Mitteln des Rechts, der Wahrheit, der Ehre lasset uns, wie ein Mann, nach diesem Ziele streben.

Aber, meine Brüder, ich rufe es euch zu: Hütet euch vor den Katzen! Was damit gemeint sein soll? Wenn man zu euch kommt mit glatten Worten und Schmeichelreden, um Haß und Hader, Mißtrauen und Argwohn zu säen; — wenn man nichts Weiteres zu sagen weiß, als daß der Adler da oben in des Baumes Wipfel seine Fänge und Krallen ausgestreckt habe, um sie euch ins Fleisch zu hauen; wenn man euch zuruft: wühlt nur zu und zerreißt die Wurzeln, daß der Baum falle, je eher je lieber; dann thut man euch kein gut. Man sage uns doch, wie es denn besser werden solle! man zeige uns Wege, die wir einschlagen und Bahnen, die wir betreten sollen! — Ich glaube, es giebt da oben in den Wipfeln des Baumes auch manchen, der ein Herz für uns hat. O daß wir all der Zwischenträger uns entledigen könnten! Die katzenartigen Schleichwege taugen nicht!

Es hatte schon eine Weile dumpf gegrollt in der Versammlung, — jetzt wuchs das Toben, — ein wildes Geschrei mit gellendem Pfeifen erhob sich. — Geballte Fäuste streckten sich empor; — alles drängte der Rednerbühne zu.

Der Redner stand ruhig da und überblickte mit festem Auge die Wütenden, seine Wimper zuckte nicht.

Da packten ihn plötzlich zwei Arme hinterwärts, eine Seitenthür, die direkt ins Freie führte, ward aufgerissen, er war gerettet. —

Von oben her hörte man einen hellen Aufschrei. Die beiden Lauscherinnen hatten alles vergessen, weit über die Brüstung gelehnt, waren sie den Vorgängen unten gefolgt. Jetzt riß Guste Anna mit sich fort, hinaus ins Freie.

Karl hatte zuerst mit Staunen und Verwunderung gehört, wie sein Vater eine ganz andere Tonart angeschlagen, — hatte die Wut aufkochen sehen in den Zuhörern und endlich mit raschem Griff und Entschluß den Bedrohten herausgerissen aus den Wogen der Leidenschaften.

Jetzt gingen Vater und Sohn raschen Schrittes im Schatten einer engen Nebengasse der Wohnung des ersteren zu.

Dort angelangt, hieß es: „Karl, du gehst mit hinauf, ich habe mit dir zu reden; muß dich festhalten, wenn ich dich habe, sonst läßt du dich ja nicht bei deinem Vater sehen!“ —

Sie stiegen viele Treppen hinauf und traten endlich in ein geräumiges, aber wüstes Zimmer, das notdürftig ausgestattet jede weibliche Fürsorge vermissen ließ.

Der Werkmeister zündete kein Licht an, der Schimmer der Gaslaternen von der Straße her genügte ihm. Er dachte auch kaum daran, ob's dunkel oder hell um ihn war, so erfüllt war seine Seele von der inneren Bewegung.

Er warf sich auf einen Stuhl, hielt sich eine Weile die Hände vors Gesicht, dann raffte er sich zusammen.

Karl stand ihm gegenüber, mit dem Rücken ans Fenster gelehnt, es war ihm etwas unheimlich zumute.

„Du wirst dich wohl auch gewundert haben über mein Wort, Junge! Es war reiflich erwogen und schwer erarbeitet, die Frucht ernster, einsamer Stunden. Seitdem du erwachsen und selbständig geworden, bin ich allein gewesen, ganz allein! Ich habe dich gepflegt und erzogen, so gut ich es vermochte, bis du auf eigenen Füßen stehen konntest und mußtest! Frage dich selber, wie du es mir gelohnt hast! Du bist deine Wege gegangen und hast dich nicht weiter um deinen Vater gekümmert. Immerhin! was soll ich viel dazu sagen? Es war verdienter Lohn!"

Eine Minute lang schwieg der ernste Mann. In dem ungewissen Dämmerlicht sah sein Antlitz geisterhaft bleich aus, — doch fühlte Karl den festen, durchdringenden Blick der auf ihn gerichteten Augen. — Man hörte das dumpfe Geräusch der Hauptstraßen von ferne, das Rollen der Wagen und die eiligen Schritte der Fußgänger; dazwischen jetzt laute Stimmen der Vorübergehenden.

„Da gehen sie hin," fuhr der Redner fort, „sie schimpfen und schelten mich einen Abtrünnigen! Mögen sie! es jammert mich! Mein eigen, schweres Lebensleid, — meine selbstverschuldete Einsamkeit hat mir die Augen aufgethan!

Junge, ich habe deine Mutter böslich verlassen! Ich habe dir seit deinem fünften Jahre die Mutterliebe genommen, dich dem Mutterherzen entfremdet. Nun hast du dich selber mir entfremdet! Ha, wie dürfte ich mich wohl beklagen!

Du verdienst in der Woche acht Thaler, — wo bleibst du damit? An eine leichtsinnige Dirne hast du dich gehängt! läßt du nicht von ihr, so kommt ihr beide ins Elend!

Karl, ich habe deine Schwester gesehen! Auf diesen meinen Armen habe ich sie gehalten und wußte nicht, daß es mein eigen Fleisch und Blut war! Mit ihren Kinderaugen hat sie mich angesehen! Seitdem verfolgen sie mich, wo ich geh' und steh'! Weißt du, was darin geschrieben steht? „Warum hast du meiner Mutter das Leid angethan? —

„Anna Lange aus Miemersdorf" so heißt ihre Mutter auch, und sie ist wie ihre Mutter, — dieselben Augen, dieselbe Stimme, dasselbe Haar! — Karl, geh hin und sieh deiner kleinen Schwester in die Augen, da könntest du wohl auf andere Gedanken kommen!"—

Der lustige Karl war ganz still geworden. Auch der Alte schwieg und hatte sein Gesicht auf den Tisch gelegt.

Eine peinliche Stimmung bemächtigte sich des jungen Menschen. Endlich faßte er sich und sagte halblaut: „Gut' Nacht, Vater, ich komm' bald wieder!" und ging sacht davon. Er bekam keine Antwort. — Der Mann da oben in dem öden, unwirtlichen Gemach saß noch lange regungslos da.—

Wohin sollte Karl gehen? Unschlüssig stand er da, — in seine Wohnung mochte er nicht — zur Guste viel weniger! Eine Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, er trieb sich zwecklos durch die stiller werdenden Straßen. Jetzt trat er aus einem engen Gäßchen auf den Markt. Er stand vor Tante Rebekkas Thür, — die beiden Fenster waren noch hell; es zog ihn, dicht heran zu treten. Drinnen hört man eine Stimme, — er horcht — deutlich vernimmt er's: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

8. Von Engeln getragen

Es war ein trüber Dezembertag gewesen, der sich seinem Ende zuneigte. In dem engen Stübchen der verlassenen Frau drehte sich aber noch das Spinnrad, trotz der immer tiefer sinkenden Dämmerung. Die fleißige Spinnerin hatte schon so viele Jahre, manchen kalten, dunklen Winter lang, den Faden gezogen vom Rocken, daß sie's im Gefühl hatte.

Trübe zogen ihr die Gedanken durch die Seele, wie die schweren Herbstnebel draußen durch die Natur! Drückend lag die Einsamkeit auf ihrem Mutterherzen! — In den sommerlichen Tagen, bei der Arbeit draußen im Garten und Feld — ach, da ist's ganz anders, — da trägt sich das Schwere leichter. — jetzt seufzt sie: wenn nur der lange Winter erst zu Ende wäre! und er liegt noch endlos vor ihr, es sind noch Wochen bis Weihnachten!

Als ein heilsamer Tröster hat ihr zur Seite gestanden der Hausgenosse aus dem Vorderstübchen, der alte Schuhflicker. Er versteht's so recht aus dem Grunde, mit frischem Mut und fröhlichem Vertrauen die Wolken und Nebel zu verjagen, daß der blaue Himmel wieder durchscheint; daher ist's auch seine gewöhnliche Redensart: es gehe doch nichts über den blauen Himmel, „wenn's auch man en Stückchen wär' so groß wie 'ne Hand breit!"

Heute ist Krischan-Ludewig in der Stadt gewesen, um Leder einzukaufen, da versäumt er's nicht gern, bei Tante Rebekka vorzusprechen und nach dem Kinde zu sehen, das er auf dem Herzen trägt. Nun kommt er gerade Bericht abzustatten, die „Schummerstunde" ist ihm eben recht.

„Scheenen Abend och, Frau Nachbarn, un ville Grüße von dat Kind; se is nich bloß gut zu weg, se is och uf guten

Wegen, un des is doch alleweil de Hauptsach. Wächst sich immer mehr heraus! en nettes Ding, muß wahr sein, en sehr nettes Ding!"

„Sett hei sik man erst, Nachbar," sagte die Frau, „ik will man en bäten Licht anstäken!"

„Sitten thu ich alleweil schon, un Licht brauchen wir nich, denn reden können wir ohne dem, un wie wir zwee beeden ausschaun, det wissen wir schon lange, nich bloß von außen, ik meene och von binnen, und det is wiederum de Hauptsach!"

„Ja, wat ik denn nu sagen wollt', also bestens zu grüßen, un in de lieben heiligen Weihnachtsdage dächt' se zu kommen, un de Frau Tante wollt' villicht och mit 'raus kommen! hab daneben zu bestellen, se würd' och en gut Stück Fleesch mitbringen zu 'ner Kraftsupp', bin selbsten sogar drauf inventiert word'n! wat meent se denn dazu, Nachbarn, is det nich verwunderlich?"

Das war denn nun allerdings der Angeredeten sehr verwunderlich; denn Tante Rebekka hatte sie bei aller Freundlichkeit doch immer sehr von oben herab behandelt und ihr noch niemals die Ehre eines Besuches angethan. Die arme Frau dachte schon mit einiger Verlegenheit daran, wie sie's der wohlhäbigen Städterin doch einrichten wolle in ihrer Niedrigkeit.

„Des is aber noch nich det verwunderlichste bei der Geschichte," fuhr der Alte fort — „die Kleene hat's mir anvertraut, als se mir so'n bisken das Geleite gab. De Tante is Ostern und Pfingsten nich int Gotteshaus gewesen, nu will se nach langen Jahren zum erstenmal hier ins Dorf mal wieder in de Kirch gehen. In der Stadt nemlich

schanirt se sik, das arme Worm, vor de villen bekannten Leut', was die sagen würden, wenn se de Tante an so'n unjewöhnlichen Platz sehen däten, darum will se hier den Anfang machen. Gott seg'n den Fortgang! de Kleene meente ganz vernünftig, wenn man erst der Anfang gemacht wär', denn würd' unser Herrgott och woll weiter helfen! Ik gloobe überhaupt, die hat's der Tante angedahn, so dick se is; man sollt's gar nich denken, wo's möglich ist! Des hab' ich och schon gemerkt, so'n bisken Gotteswort hat se da richtig 'rin geschmuggelt, und det wissen wir ja woll, Nachbarn, mit det Gotteswort is't en eegen Ding! nemlich 't is en lebendig un kräftig Ding, un wo't sik eenmal festjesett hat, da rumort et och un macht allerlei Spektakel, dat man sik schier verwunnern muß!

Vors weitere aber hab' ik noch eene ganz apartige Nachricht, se muß sik nich davon alterieren lassen, Nachbarn, denn ik weeß woll, dit wird ihr ant Herz greifen, is nemlich was von den Karl, ihren Sohn. Der is letzthin dem Kinde uf der Straße begegnet und hat sie bei der Hand gekriegt und gesagt, se möchte doch abends, wenn se ant Vorlesen wär', en bisken lauter sprechen, daß man's draußen verstehen könne unterm Fenster, er käme da manchmal längs. De Kleene liest nemlich alle Abend der Tante so'n paar Sprüch' oder Vers' vor, un bet't 'n Vater-Unser vorm Bettgehen. Als se nu aber den Karl, der ganz ehrbar ausgesehn un keene Sigarre geroocht hat, gefragt: ob er denn nich rinkommen wolle, 's wär ja niks dabei, — da hat er man blos mit'n Kopp geschüttelt un is davon!

Nachbarn! ik habe mir all die Geschichten viel durch meinen ollen Kopp gehen lassen, als ich langsam nach Haus

gegangen bin; da drinne — in der Stadt meen' ich — passiert was. David is ooch man en kleenes Kerlchen gewest, als er den Goliath untergekriegt hat; ik sehe nich ein, warum unsere Kleene nich och was ausrichten soll un große Leute unterkriegen! Es kommt ja doch man allens druf an, ob unser Herrgott mit dabei is. Un ik sehe wiederum gar nich ein, warum er nich sollte mit dabei sein!

Na, Frau Nachbarn, se hat woll reene das Verstummen gekriegt! nu denk' se sich dat alles man recht ordentlich durch, un nehm' se's och ins Gebet; — ik meene, das sind alles sehr scheene Botschaften, un ik komme mir ordentlich ganz unwürdig vor, ik olles Geschöpf mit so'ner Lederschürz', so'ne wichtige und hocherfreuliche Nachrichten zu dragen. In frühere Zeiten brauchte unser Herrgott zu so was seine schönen, heiligen Engel, mit weißen Kleidern angethan, — aber in unsere Zeiten is't ja allens anders geworden! —

Wünsch' ne recht gute un wohlschlafende Nacht!"

Damit ging der biedere Kirschan-Ludewig und ließ seine Zuhörerin allerdings in großer Verwunderung zurück. Aus ihrem Sinnen schrak sie um so mehr empor, als der Alte plötzlich draußen ans Fenster klopfte und hineinrief: „Nachbarn! da muß en großes Feuer in der Stadt ausgebrochen sein, seh' se mal 'raus, wo das aufsteigt an 'n Himmel, det is 'ne furchtbare Glut!"

Die beiden draußen auf dem Dorfe würden schwerlich ihre Nachtruhe gesucht und gefunden haben, wenn sie geahnt, was sich in der Stadt mit und bei der Feuersbrunst zutrug. Doch dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß beide gebetet haben, um gnädige Abwendung der Todesnot und Gefahr für alle Betroffenen, und daß namentlich

der alte Schuhflicker seine Seele getröstet mit dem Wort: „Er machet seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen!“

Es war die größte Zuckerfabrik der Stadt, die in Flammen aufging. Wie Feuertürme stieg es empor zwischen den sieben Stockwerk hohen Umfassungsmauern; — die hohen Schornsteine ragten jetzt einsam aus dem Glutenmeer in den blutrot gefärbten Himmel hinein. Das rasende, entfesselte Element spottete der Menschenmacht! Ein furchtbar schöner Anblick! — Jetzt handelte es sich nur um großen Verlust an Hab und Gut, — beim Ausbruch des Feuers aber hatte es sich um Kostbareres gehandelt: um vieler Menschen Leben!

In den verschiedenen Stockwerken der weit ausgedehnten Gebäude verteilt, waren Hunderte von Arbeitern beschäftigt gewesen. Das Feuer, welches man zuerst zu bewältigen gehofft, griff mit so rasender Schnelligkeit um sich, daß die Arbeiter zum Teil nicht mehr die Treppen passieren konnten; sie mußten von außen durch die Fenster gerettet werden.

Der Werkmeister Lange aus der unweit gelegenen Eisengießerei ist unermüdlich und mit besonnener Ruhe thätig gewesen bei dem Rettungswerk.

Immer wieder ist er die hohen Leitern hinaufgestiegen und hat zuletzt noch Halberstickte in Rettungssäcken hinunter befördert. Jetzt sollen alle gerettet sein. Da schreit noch eine Frau um ihren Mann, er müsse noch droben sein; sie fleht die Umstehenden an, noch einen Versuch zu wagen, er sei ganz oben auf dem siebenten Boden beschäftigt gewesen.

Rasch entschlossen unternimmt Lange noch einmal die furchtbare Reise. Er verschwindet oben, die Leiter verlassend, im Innern des brennenden Gebäudes. Die Flammen

schlagen jetzt bereits aus den Fenstern des vierten Stockwerks. Atemlos wartet man unten auf sein Wiedererscheinen. Er kommt nicht. Er kann nicht mehr zurück, heißt es, Rauch und Dampf werden ihn ersticken.

In dem dichten Menschengewühl, an eine Mauer gepreßt, steht ein todbleiches Mädchen, — ihre Augen sind mit dem Ausdruck rasender Angst auf das brennende Gebäude gerichtet, auf den Punkt, wo die hohe Feuerleiter angelehnt ist, wo der Werkmeister verschwunden ist, — ihre gefalteten Hände sind fest ineinander geschlungen. Es ist Anna, die um ihren Vater zittert, — ihre Lippen können nicht beten, aber ihre ganze Seele ist ein Angstschrei, der nach oben steigt, ein unaussprechlicher Angstschrei!

Tante Rebekka, welche eine besondere Liebhaberei dafür hat, Feuer zu sehen, obgleich sie sehr dabei lamentiert, ist im Gedränge von dem Mädchen abgekommen. Anna ist ganz allein zwischen dem rohsten Volkshaufen, dem das Entsetzliche weiter nichts ist als ein Schauspiel, eine seltene Augenweide. Aber Anna weiß gar nichts von ihrer Umgebung, sie weiß nur eins: daß ihr Vater in den Feuertod gegangen, und sie ihn jetzt mehr liebt denn je! sie hat ja gelebt von der Hoffnung, sich diesen Vater zurück zu erbeten.

„Da ist er!“ schreien auf einmal alle Stimmen! „da oben, auf dem Dache!“ Er hat sich drinnen nicht mehr halten können und ist aus den Dachfenstern gestiegen! Aber was nun? — wie soll er herunter kommen? — Da hinauf reicht keine Leiter! die höchsten nur bis ans fünfte Stockwerk. Man muß ihm Stricke zuwerfen! heißt es. Aber zuvor müssen die Leitern verlängert werden. Darüber geht Zeit verloren. — Das Dach wird schon heiß unter seinen

Sohlen. Man sieht's, er muß hin und her laufen. Jetzt wirft er sich auf die Kniee, um seine Fußsohlen zu kühlen, er hebt seine Arme wie bittend und Hilfe suchend empor!

Anna sieht alles! Ein Hilfeschrei entflieht ihrer Brust — kein Mensch hört ihn in dem rasenden Getümmel, — ob er wohl durch die Wolken dringt? —

Jetzt werden die Leitern aufgerichtet, — ein junger, schlanker Mensch fliegt die Sprossen hinan mit dem Rettungsseil, die Leiter schwankt unter seiner Last, jetzt ist er oben, jetzt versucht er den Wurf, er mißlingt — zum zweitenmal, das Seil fällt auch jetzt zurück, — er biegt sich weit, weit rückwärts, um zum dritten Wurf auszuholen, vom Dachrande streckt der Werkmeister seine Arme weit vor. Er hat das Seil — er hält es fest! gelobt sei Gott! man sieht ihn das Seil oben befestigen, — er schwebt abwärts — jetzt läßt er sich herab — er hängt über der grausigen Tiefe, — der junge Mensch auf der Leiter ist etliche Stufen herabgestiegen, um dem Hinuntergleitenden Platz zu machen, er hilft seinen Füßen die Sprossen zu betreten — jetzt ist die Leiter erreicht — er stützt ihn, hält ihn, trägt ihn beinah'! —

„Karl! mein Bruder!“ hauchen die bleichen Lippen des Mädchens — „er hat ihn gerettet!“

Jetzt ist sie wie neu belebt, — sie gleitet durch die Menge, — sie muß hin — sie gehört mit dazu.

Da liegt der starke Mann in einer todähnlichen Ohnmacht, — man bringt Wasser, man besprengt ihm Gesicht und Schläfe, — er öffnet die Augen — seine beiden Kinder neigen sich über ihn — er blickt von dem Sohne zur Tochter — ein heller Schimmer geht durch sein ernstes, bleiches Antlitz. Dann schließt er müde die Augen wieder.

Bringt ihn weg! heißt es jetzt — wohin aber? Da tritt Tante Rebekka vor: „Wohin? ich zeige euch den Weg! es ist nicht weit! eben über'n Markt in der Ecke links!"

So brachten sie ihn an einen guten Ort. Sein Kind ging neben ihm, als sie ihn trugen. Karl hatte sich wieder in der Menge verloren.

Engel hatten ihn aus der feurigen Glut getragen, sein Leben dem Tode entrissen, — Engel trugen ihn jetzt dahin, wo auch seine Seele dem Verderben entrissen werden sollte.

Da lag er, der so trotzig, so eigenmächtig gewesen, wie zerschlagen! Die Handflächen zerschunden vom Hinabgleiten am Rettungsseil, — die Fußsohlen voll Brandblasen, der Kopf in Fieberhitze. Gesprochen hat er noch gar nicht! —

Gegen Abend überfiel ihn eine wilde Unruhe, er wollte hinaus, wollte Menschen aus dem Feuer retten! — Die Frauen konnten ihn nicht halten. Da kam Karl, er suchte ihn zu beruhigen, aber die Unruhe wollte nicht weichen. Anna hatte zu seinen Füßen gestanden, jetzt trat sie oben heran und legte ihm sanft ihre Hände auf die Stirn — da sank er mit einem tiefen Seufzer zurück in die Kissen und ward allmählich stille.

Die ganze Nacht hat sie an seinem Bette gesessen, an seine heißen Lippen brachte sie kühlenden Trank und an seine arme Seele tröstendes Gotteswort, und ihre Stimme war dabei so leis und linde! — — —

Am dritten Tage nach diesem Abend leuchtete das Licht wie sonst aus dem Stübchen der einsamen Frau in die dunkle Dezembernacht hinaus. Des Lichtes Schein fiel so ruhig in die Dunkelheit wie immer, aber drinnen klopfte ein Herz in banger Erwartung.

Am Morgen dieses Tages erst hat sie nähere Kunde empfangen von den Ereignissen, und zugleich die Botschaft, daß ihr Mann und ihre Kinder am Abend kommen würden, wenn sie die Aufnahme nicht verweigern wolle.

Da ist die einsame Frau auf ihre Knie gefallen und hat lange, lange so da gelegen; ihre Lippen konnten's nicht aussprechen, was ihre Seele bewegte, — aber der ins Verborgene sieht, hat ihr Dankgebet nicht verachtet.

Der Werkmeister Lange erholte sich rasch. Mit verbundenen Händen und Füßen sitzt er in einem Wagen, seine Tochter neben ihm, und Karl hat die Zügel in die Hand genommen.

Jetzt hält der Wagen. Das Licht erscheint auf der Thürschwelle, eine bebende Hand hält es, und ein in Thränen stehendes Auge späht ins Dunkel hinaus.

Anna führt Vater und Bruder dem Licht entgegen! Aus der Finsternis ans Licht!

* * *

Als unser Heiland der Witwe Sohn zu Nain erweckt hatte, und wir, die wir's lesen, voller Erwartung dem großen Jubel entgegenharren, der nun folgen muß, da heißt es nur: „Und er gab ihn seiner Mutter!" Damit ist's aus — kein Wörtlein mehr von den beiden. Warum denn nicht? — weil's unbeschreiblich und unaussprechlich ist.

Darum ist auch diese Geschichte hier aus. Nur noch das eine: An diesem Abend schlug Anna zuguterletzt auch ihr Büchlein auf und fand rot angestrichen:

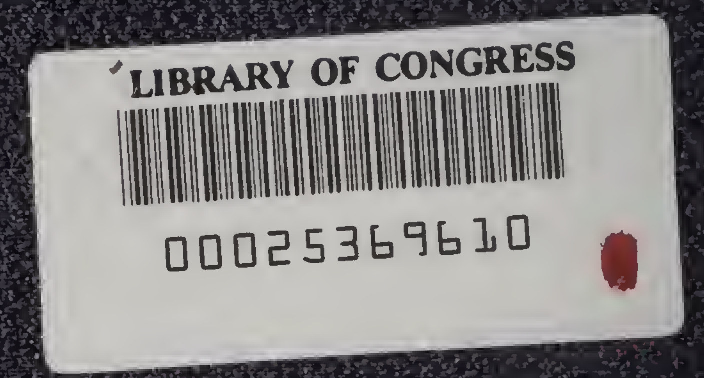
„Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!"











LIBRARY OF CONGRESS
00025369610